Don. Lud. 28.

(bereits spezialisiert)

Isidorus

42
902

Lotosblätter.

Fragmente

von

Isidorus.

Zweiter Theil.

Bamberg und Leipzig 1817,
bei Carl Friedrich Kunz.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt.

Zweiter Theil.

	Seite
IV. Der Fremdling. (Seelen- und Lebenskunde.) . .	3
Der Mensch und die Natur. .	5
1. Allgemeine Lebensansichten, moralische und psychologische Winke. . .	das.
2. Die Lebensalter und Geschlechter. . .	66
Die Kindheit und Jugend.	68
Die Trennung der Geschlechter. . . .	77
Der Bund der Geschlechter.	93
Über Liebe und Ehe. .	das.
1. . . .	das.
2. . . .	101
3. . . .	105
Die Reife des Lebens. .	107
3. Naturstimmen der Sehnsucht. Die Jahrszeiten.	112

Seite

V. Die Befreiung. (Religion und Liebe.) . . . 131
Glauben, Schmerz und Liebe. 133
Blicke in das höhere Leben auf Erden. 168
Der Standpunkt. . . das.
Erfahrung. . . . 171
Poetische und prosaische Ansicht. 173
Irdische Bestimmung. . 181
Sehnsucht nach der Heimath. 190
Der höhere Sinn. . 194
Des Inneren Äußerung. . 200
Ahnungen vom Geheimnisse des Daseyns. . . . 211
1. . . . das.
2. . . . 220
3. . . . 223
4. . . . 229
5. . . . 235
6. . . . 241
7. . . . 246
8. . . . 253
9. . . . 258
10. . . . 262
11. . . . 267
12. . . . 273

Lotosblätter.

Zweiter Theil.

(1)

IV.

Der Fremdling.

(Seelen- und Lebenskunde.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Der Mensch und die Natur.

1. Allgemeine Lebensansichten, moralische und psychologische Winke.

Mit sich muß jeder Mensch die Weltanschauung und Weltbewegung beginnen; in ihm ist der Hauptsitz der Praxis wie der Theorie; je nachdem er aber dies versteht, ist er geweiht oder entweihend, Priester oder Egoist. Denn Liebe strebt aus sich heraus, um in ihr innerstes Wesen hineinzukommen; der Egoismus nimmt die Kraft des Herausgehens, des Hingebens, und darum gelangt er nie in das wahrhafte Innere. Seine Hauptkrankheiten, gleichsam

der Staar auf seinen beiden Augen, sind die Sinnlichkeit und der Stolz. Jene ist die verkehrte Sehnsucht, dieser der verkehrte Friede.

Wo Selbstsucht zu Hause ist, da ist die Fremde. Wo wahre Sehnsucht glüht, da fühlt man die Fremde und die Heimath zugleich. Liebe hat nichts, als Heimath.

Seine Individualität enthält für jeden die Forderung an die ganze objective Welt, sie anzuerkennen, und an sich selbst, sie geltend zu machen. Es hat sich etwas Göttliches in mir individualisirt, und das soll ich und der andere ehren und heilig halten.

Je tiefer unten der Mensch steht, je mehr bezieht er die ganze Welt auf sich. Je höher man steht, desto mehr bezieht man sich auf die ganze Welt.

Der Mensch fängt damit an, in die Welt gestellt zu werden, und hört damit auf, da zu stehen, wohin er sich stellt.

Anbilden läßt sich nur die todte Form; das Herausbilden ist die Kunst des Lebens.

Es kann nichts aus dem Menschen gebildet werden, was nicht in ihm liegt; aber es liegt so manche Stufe in ihm, die nie zu Tage gefördert wird.

Manier kommt aus Willkühr ohne Freiheit.

Unnatürlich ist, was durch keine wahre Freiheit zur Nothwendigkeit geworden ist.

Die Freiheit wird durch die sinnliche Willkühr untergraben.

Die Beziehungen und Verhältnisse wachsen mit einem gebildeten Leben; Bildung ist ein Streben, sich mit allem in Beziehung, in Verhältniß zu setzen, und die Vereinfachung dieses auf den ersten Blick abschreckend Weitläuftigen, ist die Harmonie, in welche wir das Vielfache zu bringen wissen.

Den Meisten werden ihre Verhältnisse und Umgebungen zum Kerker, anstatt daß sie ein Standpunkt seyn sollten für den Gesichtskreis der Welt. Wenige schweben frei über ihren irdischen Lebensbanden, der Erdgeist hat dieselben mit einem seiner flim-

mernden Edelsteine geschmückt, und sie fest um die verblendete Seele gezogen. Wie mancher läßt sich durch ein Stückchen Erde, Gold, durch ein halb welkes Lorbeerblatt, zu einem Streben bewegen, das seinem Leben gerade zuwiderläuft! wie manchem verdunkelt sich die übrige Welt, die sein werden konnte, vor dem Schimmerglanze der bunten Kiesel seines engen Feldes! der Mensch ist leicht gefangen; der Erdgeist ist ein Proteus, den man niemals fesseln wird, bevor nicht ein höherer Geist in uns selbst weissagt.

Niemand beherrscht alle Verhältnisse. Die meisten gehorchen denselben mit Halbheit und einer Art Falschheit, nämlich dem Vorbehalt, sie bei aller Unterwürfigkeit, hinter dem Rücken gleichsam, zu verwünschen, — sie verständigen sich nur mit dem, der ihnen auf gewisse Zeit wechselseitiges Dienen und Herrschen anbietet. — Die gepriesene Weltklugheit ist ein Eiertanz durch berechnete, zerbrechliche Verhältnisse.

Lebensansichten und Verhältnisse, die uns drücken, muß man aus der Entfernung betrachten lernen; es geht uns in der veränderten Atmosphäre mit ihnen, wie mit Bergen; sie werden Luft.

Das Verzögernde, das Göthe in der Characteristik des Romans bei'm Meister erwähnt, finden wir auch in dem reellen Romane unsers Lebens wieder; dies wird von den Misverständnissen und Irrthümern, vom Wahn und Wahnsinn, in seinem Weg zum Ziele aufgehalten.

Möchte jeder Mensch das Leben mit dem Auge einer Mutter betrachten! So betrachtet Gott die Welt und das Menschenherz, und darum ruht das Leben auf Seiner Geduld. Nur Liebe hat Geduld, denn sie ist Mutter des Lebens.

Ganz gewiß ist jedes Individuum eine Sonne, welche die Verhältnisse ihres Lebens als Planeten um sich her erzeugt. Es liegt ein Magnetismus, eine Anziehungskraft des Bräutlichen, in jedem Leben; und die Ver-

hängnisse ordnen sich nach diesem wunderbaren Geistergesetz um das individuelle Centrum jedes Menschen her. Der bessere Geist des Lebens in uns strebt rastlos nach Vollendung seines eigenthümlichen Gebildes, fängt immer wieder auf einer anderen Seite zu wirken an, wenn wir ihm blind und fehlend entgegenstreben. Darum läßt sich an eine nähere, organisch-psychische Verbindung unserer Begegnisse mit uns, glauben. Keinesweges an ihre Unvermeidlichkeit; denn bei Klarheit und immer bewahrter Freiheit des Willens würde vieles, was hier abgebrochen und an einer andern Seite wieder angeknüpft wird, daß wir es fortspinnen sollen, ganz anders sich entwickeln. Möchten wir den Meister, der so auf unser Gewebe ein Auge hat, verstehen und ihm die leisen, wunderbaren, tausendfachen Winke, durch die er uns zur Selbstthätigkeit ermuntern will, gehorsam und gelehrig abfühlen! Wir genießen des Vorzugs, daß der Meister, bei dem wir in der Lehre stehn, unser Vater ist.

Wir streuen zwiefachen Saamen der Begebenheiten; wir befruchten durch Keime und verdickte Luft. Aber der Bliß selbst, den diese erzeugt, die Nemesis, der Aar des erhabenen Throners über den Wolken, wird in die Hand des Vaters genommen, damit er den Keimen gedeihlich werde.

Oft verschmäht der Mensch einen Stoff zum Wirken nicht aus Mistrauen gegen sich selbst, sondern aus Stolz. Er ahnet wenig von Gottes Haushaltung und von der Werkstatt alles Lebens. So läßt er leicht den Faden seiner Bestimmung aus der Hand sinken, weil er durchaus Gold spinnen wollte; und wie oft ist ein unscheinbarer Faden — Gold im großen Gewebe!

Den meisten fehlt die Poesie und die Kraft, aus den verschiedenen Stoffen des Lebens, welche sie in sich zu einem eigenthümlichen Gebilde verarbeiten sollen, ein Ganzes zu machen. Alles setzen sie sich widersprechend entgegen, und bekümmern sich am wenigsten um eine Auflösung des Wi-

derspruchs. Wie Weniger Leben ist aus Einem Guß!

Wir würden erst recht verstehen lernen, was wir vermöchten, wenn wir jeden Besitz als einen Beruf betrachten wollten. — Leider pflegen so Viele umgekehrt ihren Beruf als einen bloßen zeitlichen Besitz für sich selbst zu betrachten, und darum giebt es wenig treue Haushalter. Wer wahrhaft liebt, wird nie vergessen, daß er sich nicht angehört.

Der gewöhnliche Mensch sucht nur im Leben eine Zukunft.

Dieses Leben ist der Traum des künftigen, wie des gewesenen. Unser gegenwärtiger Zustand, in dem wir diesen Traum haben, ist darum eine Art Schlaf. Es ist Nacht, und die Lampe des Glaubens muß brennen, der Sternenhimmel der Sehnsucht und der Liebe uns bewachen. Mancher kommt nicht bis zum Traume, sondern er schläft blos, Andere sind Nachtwandler, wenige wachen und besprechen sich mit den Gestir-

nen der inneren Welt, keiner fühlt sich in seinem wahren Elemente, als der Unselige, dem die Finsterniß zum eigenen Innern ward. Der ohne Traum Schlafende weiß gar nicht, wo er ist.

Die Erde ist gerade darum so wichtig, weil sie so wenig ist, und also immerfort bedarf, und verlangt. Dies Verlangen führt die Verblendeten in die eitle Welt, aber die von lebendiger Sehnsucht Ergriffenen führt es zu Gott.

Wenn die Menschen nicht so nervenschwach wären, daß jeder Schlag jahrelang bei ihnen nachhallt, so würden sie einsehen, wie reich das Leben und wie gering eigentlich die Zahl der Unglücksfälle und der trüben Stunden ist. Doch darf diese Ansicht nicht für alle seyn. In den meisten muß es lange nachhallen, damit etwas in ihnen halle, und die Saite der besseren Regung erklinge. Der Leichtsinn der Menschen — der in einer alten schönen Himmelsgabe seinen Ursprung hat — macht, daß die Furcht

immer über dem Leben schweben muß, und sich auch aus der allgemeineren, unteren Region des Glaubens nicht verflüchtigen darf. Nur die reifende Liebe hebt die kindische Furcht auf. Wie wenige reifen hier wahrhaft!

Man sollte so manchen Schmerz als Laune behandeln und abfertigen. Sobald ein schmerzlicher Ton erklingt, soll man sogleich den himmlischen aufsuchen, der mit ihm einen Accord bildet und ihn so von der eigenen Dissonanz befreit.

Wohl treibt uns die kalte Weltluft immerdar in uns selbst zurück, und doch wohnt dort jener herrliche entgegengesezte Trieb nach Äußerung, der uns von Gott mitgegeben ist und der allein die Welt bildet, wie jenes Hinwenden von außen nach innen uns bildet.

Die Menschen, die alles noch einseitig ergreifen, sind freilich erst stellenweis gefärbte Früchte; aber in ihrer freien Beschränkung sind sie unendlich interessant, und kön-

nen in ihrem äußeren Leben viel Poetisches haben, wobei es die wahrhaft Poetischen ergötzt, wie wenig sie selbst dies wissen. Sie sind in ihrer unbefangenen Befangenheit geneigt, sich sogar gegen das Poetische zu erklären, und ihr eigenes Wesen macht uns die Lust, ihnen vielfach zu widersprechen, Worte, die ihnen wichtig scheinen und uns nicht ansprechen, mit Gesticulationen zu begleiten, welche mit jenen contrastieren und uns anziehn. Sie sind in ihren Neigungen, Affecten, Gewohnheiten und ihrem Eifer für das Einzelne, welches sie interessiert, die wahren Lyriker der Prosa.

Es herrscht eine dreifache Hauptansicht in der Welt, in wie viele Abstufungen sie sich immerhin verlieren mag; wir wollen sie einstweilen die gewöhnliche oder gemeine, die humoristische, und die heilige oder poetische nennen. Die gewöhnliche hat noch bei weitem die meisten Anhänger. Sie nehmen die Dinge, wie sie ihnen vorkommen oder erscheinen, die Dinge werden nicht

von ihnen belebt oder gedeutet, sondern sie erwarten von den Dingen ihr Leben und dessen Richtung. Sie sehen immer eine Ecke des Lebens und der Welt, nie über dieselbe hinaus; sie sind darum in ihren Ansichten, Bestrebungen, Neigungen, eckicht, nie verschmelzend. Sie wollen da stehn bleiben, wo sie einmal sind, und gehen nicht über das Erscheinende hinaus in sich selbst ein; sie gehen bis auf einen gewissen Punkt, hinter welchen für sie die Perspective aufhört, in dem, was sie Lebensbildung und Erziehung nennen; und der scheitelrechte Punkt unter diesem ihrem Schiffergestirne, heißt nun ihr Standpunkt in der Welt, wo ihnen die Erfahrung das weiterhin Nöthige zuträgt. Der reiche Wechsel des Lebens, die Geschichte, und alles, was wir Welt, Geist, Natur nennen, ist ihnen ein Spiel, eine Unterhaltung, ein Chaos, oder ein Lust- und Trauerspiel in der Vulgarbedeutung; sie sehen den Begebenheiten zu, wie die Kinder einem physikalischen Experiment; Zusammen-

hang und Ordnung finden sie nirgends, oder sie schlagen höchstens alles über den Leisten einer einseitigen Monotonie, welche in Gott nichts als den Zucht= und Schulmeister erblickt, seine dichtrische und Liebesfülle ganz übersieht. Sie lassen sich von dem Strome fortbewegen, bald gemächlich, bald geschwind, ihre Sprache ist die wahre Prosa, und ihr Thun Ökonomie. — Während diese Ansicht alles Leben von außen erwartet, empfängt und einzieht, läßt sich die poetische als das Streben bezeichnen, ihr Leben aus dem Innern herausströmen zu lassen, und dasselbe in tausendfachen Brechungen und Farbenspielen in allem Erscheinenden wiederzufinden. Sie hat immerdar ein goldenes Alter in sich, und lebt in seliger Gemeinschaft mit dem göttlichen Geiste und den höheren Stimmen der Seele und Natur. An diese schließt sich von selbst jede wahrhaft religiöse Stimmung an, oder Religiosität ist vielmehr ihre wahre und ewige Blüthe. Nur diejenigen frommen Gemüther, denen

der poetische Sinn fehlt, neigen sich oft mehr nach der ersteren Klasse der Ansichten. Zwischen diese beiden Ansichten tritt die dritte; es ist die humoristische. Der Mensch muß sich selbst mit allem, was wahrhaft Leben heißt, verständlich geworden seyn, bevor er sich ihrer ohne Misverständniß bemächtigen kann, und nicht vielmehr Gefahr läuft, zu ihr hingerissen, von ihr selbst bald ironisch, bald parodisch in Banden gehalten zu werden. Belehrt über die Verhältnisse der geistigen und physischen Natur, des Anblicks der höheren Lyra gewürdigt, tritt er heraus in das Leben, und betrachtet unter diesem Kristallglase der Weisheit die vereinzelten ausgearteten Erscheinungen eines Lebensprinzips, die Thorheit und Entmenschung der Menschen. So erscheint ihm alles wie ein umgekehrtes Bild — Ironie — und er vermag beide Ordnungen, die richtige und die verkehrte, einander entgegenzustellen; und so, als vorübergehend erscheinenden Contrast und als Umkehrung einer

erhabenen Pyramide, die Welt der Wirklichkeit betrachtend, wird es dem geistreichen Menschen möglich, unter den Verkehrten gerade zu bleiben, oder vielmehr nicht länger mit ihnen im Schiefen sich zu gefallen; im Strome zu stehn, ohne sich fortreissen, oder ganz aus der Gesellschaft hinweg in sich selbst zurücktreiben zu lassen. Da wir aber nicht blos in der Welt sind, um für unsere Sicherheit zu sorgen, sondern da jeder nach der Zahl seiner Kraft die Fürsorge für die Entwicklung einer ganzen Menschenwelt am Herzen tragen soll, (z. B. die Mutter durch Kindererziehung, der Landmann durch Anbau, der Gelehrte durch Erkenntniß, der Dichter durch die Klangsaiten der inneren Welt des Gemüths, die er über die Erde spannt): so wird die humoristische Ansicht am wirksamsten für ihn und andere seyn, wenn sie sich nur als äußeres, dienendes Mittelglied zwischen der gemeinen und heiligen betrachtet, und einen höheren, oft schmerzlichen Sinn verbirgt. In einer gewissen

Hinsicht müssen wir sie immer in des gewöhnlichen Lebens Kreise mitbringen. Die Sprache der heiligen Ansicht ist nicht immer für diese, denn in ihnen unverstanden, wird sie misverstanden und wirkt nicht, weil sie unmittelbar auf etwas wirken will, was so nicht für sie empfänglich ist. Hier muß die humoristische Ansicht vielfach zu Hülfe kommen. Eigentlich ist diese nichts, als eine Außenseite der poetischen Ansicht; denn wo sie sich dieser nicht unterordnet, als aus ihr entstanden und in ihr gehalten, ist sie eine sarkastische Krankheit, welche dem Menschen vielleicht etwas Anziehendes leiht, ihn aber doch verzerrt, und eigentlich mit ihm, mit seinem Misverständniß Comödie spielt. — Wie die meisten Menschennaturen eine Mischung mehrerer Temperamente, so sind ihre Gemüther häufig mit einer mehr und minder chaotischen Mischung dieser drei Ansichten erfüllt. Isolirt ist die gemeine überall, die heilige oder poetische nur einzeln zu finden. Sie ist der Phönix. Die gemeine

oder gewöhnliche hat viel Grade und nähert sich der heiligen oder poetischen oft, besonders im Glauben, in der Treue und Anhänglichkeit, im einzelnen patriotischen Thun, in der Häuslichkeit und allem idyllischen Wesen; aber nur als Bruchstück von Mensch, von Geist, von Poesie. Nur innere Liebe bewahrt uns vor der Gefahr, immer von neuem, auf allen Schritten, auf Nebenwege dieser Ansicht zu gerathen; (z. B. durch Sinnlichkeit, Leidenschaften, Kleingläubigkeit); weil nur innere Liebe die Harmonie rastlos aufsucht und durch alle Dissonanzen verfolgt. Dies Streben zur Harmonie ist das wahre Wesen des poetischen Gefühls, in diesem Bezug ist der Dichter der Sinn des Lebens und der Dinge. Es giebt Dichter, welche ergriffen von dem Wunderbaren, was als Gewordenes uns umgiebt, sich zu sehr an die scheinbare Nothwendigkeit und Consequenz desselben zu halten verführt wurden; sie haben sich unaufhörlich zu hüten, nicht mit dem einen Fuße

das Gebiet der gemeinen Ansicht zu berühren, während der andere auf geweihtem Boden wandelt.

Man sollte mehr auf die mannichfaltigen Lieblingsneigungen einzelner Menschen aufmerksam seyn. Es liegt in ihnen der Schlüssel zu mancher Vergangenheit, woran wieder eine reiche sinnige Fülle von Zukunft sich schließen mag. Wie deutsam ist die Neigung auf die Elemente der Dinge zu stoßen (Chemie), wie schön die Liebe zu den Pflanzen, zur Erziehung der Kinder! Es gehören so mancherlei Gewohnheiten und fast angeborne, schon am Kind bemerkte Sonderbarkeiten hieher, über welche der Zustand der Mutter, der erste Eindruck des eigenen Lebens selbst keinen Aufschluß zu enthalten scheint, die oft in diesem Leben unverständlich oder unverstanden bleiben, und vor denen wir doch als vor etwas bestimmt, aber mysteriös Characteristischem, eine gewisse Achtung haben. Göthe hat in mehrern seiner Werke diese leisen, wunder-

samen Winke angedeutet; ganz besonders durch Mignon und Ottilie. Vielleicht lassen sich so die meisten Triebe aus vergangenen Zuständen des Geistes erklären; und der Ausdruck, die Triebe *schlafen* im Kinde, erhält eine auffallende Bedeutung. Denn man sagt später, eben so bedeutsam, die Triebe *erwachen*.

Je mehr man über sich nachdenkt, je interessanter muß man sich erscheinen; man ist aber noch nicht zum Nachdenken über sich gekommen, wenn man sich nicht für sich selbst wie für ein Wesen interessirt, das der Theilnahme und Zurechtweisung sehr bedürftig ist und unter einer rührenden Pflege steht. Interessant ist überhaupt nur, wem etwas fehlt, wer eine Sehnsucht, einen Schmerz, eine bekümmerte Liebe, ein schwer wiegendes Wort auf dem Herzen hat, oder wessen Unbefangenheit mit der Befangenheit contrastirt, worin wir ihn erblicken. Die meisten Leute sind sich blos aus grobem *Interesse* interessant. Ihr Antheil ist nur gegen Inter=

essen zu haben, die sie zum Kapital schlagen, und das Kapital, das sie ausleihen, ist ihre Eigenliebe und Selbstzufriedenheit. Gott sind alle Menschen interessant, die auf irgend eine Weise sich arm fühlen. Sie reich zu machen, ist sein ganzes Bestreben. Wir müssen uns darum interessant erscheinen, weil wir täglich erfahren, daß wir Gott interessant seyn müssen, da er sich so himmlisch rührend um uns bekümmert und uns auf allen Wegen wie ein Liebender nachgeht.

In schweren Krankheiten äußert sich oft plötzlich im Kranken eine Begier nach einem seltsamen Gericht oder Getränk. Der Magnetismus entlockt dem Menschen die Angabe solcher Heil- und Arzneimittel, die oft dem Arzt unbekannt waren, oder die er unbeachtet ließ. Wie manche dunkle, wunderbare Sehnsucht im Menschen, z. B. nach einer Reise, nach einer gewissen Gegend hin, nach einer Handlung, nach einem Buch, — ist ein ähnliches erwachendes Bewußtseyn von

einem irgendwo grünenden Kraute der Heilung und des Lebens.

Es ist unterrichtend, der Wurzel nachzugehn, aus welcher die merkwürdigen Wirkungen der Menschen entsprangen, die ihrem Leben zur Grundlage dienende Neigung aufzusuchen, von welcher sie ausgegangen sind. Der eine Handwerker, Bergmann, Arzt, Dichter, der andere Krieger, Mönch, — die jugendliche Neigung zur Jurisprudenz pflegt am häufigsten von der geringfügigsten Folge für die Zukunft zu seyn. Sie zeigt sich überhaupt gar nicht immer als die eigentliche wissenschaftliche Basis ausgezeichneter Staatsmänner.

Jede wahre Sehnsucht im Menschen ist ein verborgener Flügel zur Heimath.

In der Sehnsucht nach der Fremde liegt immer ein Verlangen nach Haus.

Wo Sehnsucht fehlt, da waltet Begier.

Begier ist eine verirrte Sehnsucht.

Klagen um fehlende Gegenliebe sind die heiligsten der Selbstliebe. Aber alle Liebe

zu Ewigem im Irdischen ist nur ein Ruf zu Gott; führt sie mich dahin, so hab' ich nicht unglücklich geliebt! Möchten doch überhaupt alle Liebende die Liebe als ihre letzte Einheit fühlen und den Egoismus immer mehr weichen lassen! Alle Liebe in uns soll an sich Gegenliebe zu dem seyn, der uns erst geliebt hat.

Es giebt hier keine Liebe ohne Schmerz. Darum ist in der Buhlerei nichts als Freude.

Die Menschen wissen gar nicht, wie vielseitig sie sind, wenn sie lieben; wie viel sie lieben, wenn sie nur ein oder ein paar Wesen wahrhaft zu umfassen anfangen. Jedem der nur einen Beginn mit der liebenden Entäußerung macht, wird mehr gegeben. Denn wahre Liebe ist bodenlos, aber nicht wie das Faß der Danaiden.

Das Leben in getrocknete Pflanzenklassen abzutheilen, war immer ein Lieblingsgeschäft der Menschen; über die ganze Welt der Gefühle zogen sie das Eisnetz der Classification, das jedes in seinen (oder vielmehr ihren)

Schranken erhalten und keins in das andre übergehen lassen sollte, wie diejenigen Geometer, welche nichts nach der Natur fragen, die Erde nur unter dem Netzgitter der Berechnungslinien vor Augen haben. So ist es auch der Welt der Liebe ergangen, die alles Schönen und Hohen Born und Heimath ist. Alle die daraus geflossenen Empfindungen, die als freundliche, mächtige Ströme das Herz erquicken, läutern und befruchten, betrachten sie wie nimmer entsprungen aus der Einen Quelle, und verkennen die Heimathszüge, welche sie alle, Liebe der Geschlechter, Freundschaft, Wohlwollen, allgemeine Herzigkeit, Lust an allem Schönen, zu Brüdern machen.

Man versteht andere nur so weit als man sich selbst versteht.

Es giebt zwei Hauptgründe, aus welchen das irdische Wesen sich selbst nicht versteht: Unsinn und Wahnsinn. Die beschränkt logische Verfassung in manchen Menschen gehört gewissermaßen unter die Zustände des Un-

sinns, wie es eine Genialität giebt, welche baarer Wahnsinn (wie dieser voll poetischer und großer Momente) ist.

Man versteht einander nur, wenn man sich liebt. Man liebt sich nur, wenn man sich versteht.

Die Meisten wissen so viel von einem Menschen, aber sie fühlen ihn so wenig. Dagegen empfinden sie sich selbst mehr, als daß sie recht viel von sich wüßten.

Vielen Menschen fehlt es gar nicht an Empfindung; aber an Gefühl.

Eben weil man sich selbst so oft nicht versteht und also andere noch viel weniger, sollten wir unendlich umsichtig im Beurtheilen der Lebens- und Seelenäußerungen Anderer seyn und bei Abmessung der tausendfachen Wege des Gemüths nicht den, welchen wir geführt wurden, oder einschlugen, als Lineal für Andere gebrauchen wollen. Wir sollten auch bei den Verirrungen, die uns entgegentreten, an die dunkle Sehnsucht glauben, und immer die Hand zu bieten bereit seyn,

wenn uns ein höheres Licht auf die dunkle Welle fällt.

Man macht sich das Leben immer schwerer, je weniger man es andern erleichtert.

Geselligkeit ist chemisches Talent; Mercurius — das Potenzieren ist das eigentliche Geheimniß des äußeren Umgangs für geistige Menschen.

Viele Menschen, die eine frühere Zeit an einander reihte, bleiben für das ganze Leben oft nicht sowohl darum in Verbindung, weil sie sympathisiren, als weil sie sich nicht auseinander finden können. Denn der Einfluß einer frühen Gewohnheit verliert seine Macht über gutartige Menschen selten ganz.

Bist du fest, so nimm es auf dich, mit den Schwachen umzugehn, daß du sie stärkest; bist du aber schwach mit den Schwachen, so fliehe sie wie deinen schwarzen Dämon, und suche nur mit den Starken stark zu seyn.

Wer sich selbst und sein wahres Bedürfniß nicht ahnet, kann sich auch nicht an die Einsamkeit gewöhnen, und begreift die

Sammlung der Seele nicht, deren Andere in diesem Zustande genießen. Er sucht das, was ihm mangelt, in Anderen, und da er keine Beschämung seiner eigenen Leere mag, so sucht er sich eine schlechte oder triviale Gesellschaft.

Nichts macht unglücklicher, als mit höherer Seele bei eigener Verstimmung in eine seichte oder liederliche Gesellschaft gerathen zu seyn; das reinere Wesen in uns klagt uns der Entweihung seiner himmlischen Sehnsucht an, und die verstimmten Saiten weichen der Berührung der Ironie aus, die hier unser rettender Genius wäre.

Es giebt nicht nur gewisse Ideen- und Gefühlsreihen, es giebt auch Menschen, deren Nähe uns augenblicklich reinigt.

Ein uns wohlthuender Trieb erregt uns zum Wohlthun, zu Äußerungen der Liebe und Güte, die sich in Anwendung alles dessen, was das Glück in unsere Macht gab, ergießen. Aber auch hier erfahren wir, wie untergeordnet, wie vielfach blind wir noch

sind, da unsere Wohlthaten so oft übel angewandt erscheinen, die Gerechtigkeit so oft unwillkührlich verletzen! Und doch ist dies rücksichtlose Geben und Beispringen das, was uns beim Wohlthun besonders wohlthut. Wer erst fragt, auf welche Weise ein Hülfsbedürftiger arm und elend geworden, und wie er auch die Wohlthat anwenden wird, hat seinen eigenen Trieb schon halb misverstanden. Daß er arm i st, bewege dein Herz, ihm zu helfen; ob du ihm geben kannst, was er wahrhaft bedarf, weiß allein Gott; strebe der Barmherzigkeit deines Vaters im Himmel nach, Seine Gerechtigkeit wirst du nie ergründen.

Der Argwöhnische, wie der blos Verständige, gleicht einem, der umhergeht, alle Gegenstände durch das Mikroskop zu sehn. Er wird anatomisch manches entdecken, aber das ganze Leben, aus seinem Organismus gerissen, muß sich ihm wie das Insekt zeigen, das widrig und misgestaltet unter der Luppe liegt.

Der Mensch tadelt so gern, was er nicht vermag. Er ist mit allem unzufrieden, besonders mit seinem Schicksal, das er immer im Widerspruch mit seinen Ansprüchen findet. Dieser Ansicht, diesem dunkeln Gefühle, fehlt nur ein Mittelbegriff, um richtig zu seyn. Von diesem fehlenden Mittelgliede seines Satzes will aber der Mensch nichts wissen; er will mit der Unzufriedenheit nie bei sich selbst anfangen.

Es ist nichts bequemer, als unbedingt zu verwerfen, oder für unstatthaft zu erklären, was man nicht begreift. Trägheit ist die Dienerin der Eigenliebe, welche an ihrem Bette steht, um alles von ihr abzuwehren, was ihren eiteln Schlummer unterbrechen könnte. Bei dem vielfachen Misverständniß, bei der tausendfachen Unwissenheit über uns selbst, in der wir leben, ist das Begreifen und Verstehn mancher Dinge und Ansichten nicht im Nu geschehn, wie man eine Hand ausstreckt und mit ihr einen Zweig mit Früchten abbricht; es gehören eine Menge schöner

Eigenschaften, es gehört Zeit, es gehört oft eine ganz neue anhaltende Richtung des vollen Lebens dazu, um eine Ansicht wahrhaft zu erreichen, und an einer gewissen Stelle zu Hause zu seyn. Den Meisten fehlt diese Bescheidenheit, diese Achtung vor dem Fremdartigen, diese Geduld. Es ist leichter, abzusprechen, als mitzusprechen.

Die Welt freut sich über jede Disharmonie unter höheren Menschen, wie über einen Spiegel, worin sie ihre bloße vergänglich geschminkte Eitelkeit wieder finden kann. Sie weiß, daß es schrecklich wäre, wenn ihre Philosophie des Trugs aller Dinge die rechte seyn könnte, und ist doch zu eitel und eingebildet, um sich nicht über diesen erbärmlichen Schein von Rechthaben zu freuen. So ist der Egoismus, unwissend, sein eigener Feind.

Vorurtheile in gewöhnlichen Urtheilen werden meistens durch — Vorurtheile aufgehoben.

Es liegt nicht sowohl in den Menschen, alles zu benutzen zu wissen, was ihnen geboten wird, als alles besitzen zu wollen, um den Genuß in ihrer Macht zu fühlen. So ist es für einen Liebenden ein großer Unterschied, ob der geliebte Gegenstand, wenn er auch den ganzen Tag nicht mit ihm spräche, bei ihm, oder abwesend ist. Der Mensch will Bewußtseyn und Anschauung recht klar haben, und möchte alles um sich her dem Gesetze der Wandelbarkeit entziehn. Er wird nie den Werth seiner Liebe tiefer fühlen, als wenn sie ihm fern ist; aber auch ein unbemerkter Gegenstand, kann ihm blos dadurch theuer und sinnvoll werden, daß er ihn unter seinen Gewohnheiten einmal vermißt. Er will entbehren, oder in den Äußerungen seiner Zuneigung und Sehnsucht ungleich seyn; aber er will nicht vermissen. — Alle diese Regungen und Ansichten im Menschen sind dunkle Sylben einer magischen Sprache, in der sein Wesen einst gedichtet war, und in welcher die Zau=

berformeln für sein Daseyn enthalten wa-
ren.

Die Reiselust, die Lust nach der Fremde, ist ein Verlangen, seine Heimath zu erweitern. Die Heimath muß sich uns immerdar vergrößern. — Schön ist die Sitte der einander begegnenden Wandrer, sich zu begrüßen; sie erinnern sich ihrer gemeinsamen Pilgerschaft, und auch Unbekannte werden einander befreundet durch den Gedanken der allgemeinen Reise, der allgemeinen Heimath. — Für die Unglücklichsten ist alles Fremde, für die Glücklichsten würde alles Heimath seyn; die Sehnsucht fühlt sich vielfach fremd, aber aber auch in der Fremde nirgends die Heimath zu verlieren, ist das wahre Glück schöner Liebe und Treue.

Zwei Stimmungen, die unsere himmlische Abkunft beurkunden, sind Sorglosigkeit und Wehmuth; beide köstlich, und über allen Ausdruck herrlich in ihrer Art. An sie schließt sich Leichtsinn und Tiefsinn, jenen könnte man die Poesie der Sorglosigkeit, die-

sen die Philosophie der Wehmuth nennen. Diese beiden sind es, welche unseren Sinn rastlos wiegen und ihn zwischen Himmel und Erde erhalten. Sorglosigkeit und Wehmuth sind Empfindungen allgemeiner Weltzustände, welche durch einzelne und individuelle Anregungen, Ursachen, in Bewegung gebracht werden; wir weinen immer um die Welt, wenn wir weinen; wir lächeln die ganze Welt an, wenn wir fröhlich sind. Es ist ein unendlicher Drang in uns, immer das allgemeine Bewußtseyn zu theilen, als Welle mit allen Wellen der Empfindungen uns zu mischen, Sehnsucht nach einem allgemeinen Kuß, einer unendlichen Umarmung! Die Wehmuth entsteht aus der Nichtbefriedigung dieses ewigen Wunsches, die sorglose Heiterkeit aus dem Gefühl ihn so oft zu erreichen, als irgend eine allgemeine schöne oder hohe Weltempfindung sich in ihm individualisiert hat.

Manche Eindrücke, die sich gleichsam als vergessene Sachen in ein verborgenes Fach unsers Gedächtnisses hineingeschoben hatten,

erwachen auf eine plözliche, oft unerklärbare Weise (doch ist eigentlich genommen, nichts unerklärbar, d. h. ohne Zusammenhang). Dies Einwirken ist den Vorstellungen des Traums verwandt, wo eben so oft das Entgegengesezte, als das Ähnliche, (aus einer tiefer liegenden Verbindung) sich bildlich erweckt. Oft wirken solche wiedergeborne Eindrücke in einer ganz neuen Stärke für unser Leben fort. Wir lernen manche Dinge erst verstehn, die wir fast aus dem Sinne kommen ließen. So greift das Vergangene mit rastlosem Drange in des Menschen Tiefes ein, als in die Region eines Zustandes, der über Raum und Zeit erhaben ist.

Man findet im äußeren Leben selten, was man sucht, weil man da am wenigsten sucht, wo man findet.

Wir erfinden nicht, sondern wir finden wieder, was uns entfallen. Jedes wahre Dichtergebild ist ein wiederausgesprochenes Wort aus einer uns fremd gewordenen Heimathssprache.

Es ist eine der herrlichsten Seiten am poetischen Menschen, daß er in der Erinnerung nur das Gute sieht und behält. Der Schmerz bahnt nur noch leise übergänge, erst jezt versteht man sein wahres Wesen, seinen Sinn, wie man die Nacht und den Schlaf versteht. Die Lust hingegen wird lebendiger empfunden, und die Sehnsucht, wieder mit ihr vereinigt zu seyn, steigt bis zur Begeisterung der Gegenwärtigkeit. Die scharfen Ecken sind überall weg, es hat sich eine sanfte perspectivische Säulenreihe von Menschen, Begebenheiten, Gegenständen, Erfahrungen gebildet, den Tempelbau des Lebens andeutend, wo alles zum eingreifenden Material wird, und uns erfreut das liebevolle Bild der Verschmelzung aller Lebenstöne und Lebensfarben. Indem sie, mit der Chymie der Liebe, alles verflößt, und so das ruhige Bild versöhnter Elemente bietet — wird die Vergangenheit eine umgekehrte Zukunft, und so vermag der Mensch in jedem Leben der Gegenwart die Vergan=

genheit und die Zukunft zusammenzuführen, und in diesem inneren Zustande nähert er sich den Gränzen der alten Ewigkeit.

Die Zeit wird uns allemal ewig lang, wo sie des ewigen Sinns entkleidet ist, und darum ist jede Langeweile eine bloße Ahnung des Zustands ewiger Verbannung, und der eigentliche Tod, die Vernichtung. Den Sehnsüchtigen und den Irdischen kommt die Zeit auf entgegengesezte Weise lang oder kurz vor; für die Sehnsüchtigen ist die Zeit lang, denn sie erscheint ihnen als Linie, für die Irdischen ist die Zeit lang, denn sie erscheint ihnen als Kreis, den sie immerdar beschreiben und nicht zu verlassen wissen; den Sehnsüchtigen ist die Zeit kurz, denn sie reicht nicht hin, sie mit dem vollen Ewigen anzufüllen, und den Irdischen erscheint sie kurz, weil sie rastlos ist und sie statt des Ewigen, das sie nicht mehr kennen, aber auch nicht mehr ahnen, die Zeit festzuhalten wünschen. Des Menschen innerer Spielraum ist das Maas für die Zeit.

Für das Gemüth liegt mehr Genuß in der Erwartung, als in der Überraschung. Überraschungen sind Blitze; Erwartung eines angenehmen Zustandes ist eine verschlossene Frühlingsknospe in der Sonnenwärme des Gemüths, ein Morgenstral, der sich sanft zur milden warmen Sonne ausbreitet, ein Stralenglanz um das Angesicht der Freude, der sie uns nach und nach enthüllt. Das Schönste und Erfreulichste hier auf Erden muß sich vor uns entwickeln, es muß werden, keimen, blühen, reifen was man sagt in der Geduld. Dies sind die Erdenzustände, die uns an unseren Himmel erinnern. Darum ist das allmählige Aufleben der Erde im Frühling, darum ist Morgen und Wiederkehr der nächtlichen Stille, darum die Kindheit und der Brautstand so schön, der Anblick der Saat, die gedeihliche Pflege des Gartens. Wäre doch ein jedes Leben eine solche stille, beschauliche, ungetrübte Erwartung der himmlischen Frucht von dem Keime, den wir hier in Werk und

Wort im Boden der Erde sich entwickeln lassen! Sie würde das himmlische Leben auf Erden heißen.

Der Sinn alles dessen, was wir erlebten, wird uns in der Ferne immer klarer. Es entwickelt sich gleichsam als ein Keimen nach rückwärts zu, und so verliert es auch das Blendende der überraschung und wächst ebenfalls in die still grünenden Räume der Erwartuug ein. Unsere Gegenwart ist der Ort, wo der Blüthenstaub der beiden Zeiten sich berührt. Wie bedeutend wird nun alles, was je an uns vorüberging, was je von uns ausgegangen. Es ist uns, als wäre nichts von alle dem, was nicht auf wundersame Weise auf uns zurückkommen würde. Das Fremdartige, das uns auf dem Weg begegnete, sieht uns immer bekannter an, und alles erscheint uns, wie dem Jüngling in Novalis Mährchen, als wandernde Sinnblume, die wir im großen Kranze wiederfinden sollen, in den auch wir gehören und der die Welt umschließt.

Es ist eine rührende, tiefsinnige Tradition, daß man das Grün, die Hülle der Erde, die Botschaft des Frühlings, gleichsam das Irdische als Kind, für die Farbe der Hoffnung hält. Die grünen Berge, werden sie nicht blau in der Ferne? So wird Hoffnung des Menschen Himmel.

Die höchsten Augenblicke unsers Lebens sind die, wo die eigene Seele wie ein schöner Funke plözlich vor uns blizt und alles erhellt. Wer hat sich nicht einmal bei einem Feste, beim Klang der Töne wie ein König gefühlt? Es lagen Schätze um ihn her, sie waren sein, er streute sie wie seegnende Strale um sich her. Wer hat nicht irgend einmal, wo ein Herz und Auge brach, Tod und Leben mit einem Blicke angesehn, der alles lößte? Wen hat mit einem Wort nicht irgend einmal Freude oder Schmerz zum Besitze der Welt erhoben? Einer ist mehr König der Freude, ein anderer mehr Herr des Schmerzes; dies sind die Helden, jenes die Dichter.

Die aufwallende Hoheit in der Freude ist Gefühl unserer Abkunft aus dem Haus des Königs; der alte Funke strebt auf, wenn sich die Flamme der Wangen röthet und der Busen brennt; der Stolz im Schmerze ist Versteinerung — (Niobe). (Hier zeichnet sich der Gegensatz scharf zwischen der mater dolorosa des Alterthums und des Christenthums; der alten und der neuen Kunst.)

Man bemerkt, daß die traurigen Wahnsinnigen am meisten lachen, und bei vielfachem menschlichen Elende äußert sich das Lachen als Krampf. Der prosaische Leichtsinn (die Lust an der Schwere) ist ein ähnlicher krampfartiger Zustand der menschlichen Natur, während der poetische jener Beleuchtung gleicht, welche die verschwundene Sonne hinter sich auf den Gipfeln der Berge zurückläßt, oder den Stralen, welche der Morgensonne vorangehn.

Krankheit ist ein bald sehr ernster, bald sanfter und lieblicher Pfleger der Seele. Das Hinstrecken auf das Krankenbett hat eine Ver=

wandschaft mit dem Hinstrecken auf einen Berg; die Welt tritt uns entfernter, aber wunderbar, in neuem, verklärtem Licht entgegen; der Himmel fließt mit der Landschaft in Ein sanftes Meer zusammen. Manche Krankheit ist die Zeit der Fantasie im Menschen. Der Traum verläßt ihn nicht, er spielt mit ihm tröstende freundliche Spiele, und der Mensch muß sich darein ergeben eine Zeitlang wieder, gleichwie in der schönen reichen Kindheit, der Gespiel des holden wunderlichen Phantasus zu seyn, weil ihn seine Krankheit zum sogenannten ernsten Geschäft unnütz macht. Wenn man doch überhaupt dem kranken Zustande seinen schönen Sinn und seine reichen Gaben gerührt und dankbar abgewönne! Sind wir nicht krank, und in der Pflege der Liebe? Jede Krankheit ist eine Anregung zu einer allgemeineren Herstellung, als der der sichtbaren Gesundheit. — Der Sitz aller Krankheit — wenn wir zurückblicken, ohne Ausnahme, — ist die Seele, das Innere. Und bei dem Gifte wächst der Balsam.

Es ist bei'm Gefühl einer inneren Trägheit und Lähmung aus dumpfer Verstimmung, nichts praktischer, als irgend etwas, es sei was es wolle, nur irgend etwas, wobei man Thätigkeit entwickelt, anzugreifen; denn es kommt darauf an, das Vertrauen zu seinen Kräften wiederherzustellen, diese beweißt man sich selbst durch Praktik irgend einer Art, dann kommt man von selbst darauf zurück, sie nach dem Ziele zu richten, an dem man verzweifelte.

Die ironische Stimmung wird so oft als eine bloße Lustigkeit, als eine Bitterkeit, als kalter Spott characterisirt; wie verwandt ist aber Ironie mit einem glühenden Schmerz und einer glühenden Liebe!

Ironie entspringt aus dem Vergleichen des hohen Ideals des Alls in der Seele, mit dem gegenwärtigen Zustande; sie ist ein bei dieser betrübenden Wahrnehmung erwachendes Bewußtseyn höherer Kraft, welche darin besteht, daß man sich über das stellt,

was man um und an sich fühlt und das Misverhältniß selbst zum Gegenstande des Komischen irgend einer Art macht, anstatt in demselben ganz vernichtet und muthlos unterzugehen, und so mit dem Unwürdigen, mit dem Prosaischen Eins zu werden. Das eigentliche Prosaische ist die Grundlage, auf welcher Ironie und alles mit ihr Zusammenhängende, z. B. die Komödie beruht, aber mit welcher sie nicht eins werden kann und darf, ohne ihren Geist aufzugeben. Wahre Ironie ist eine Tochter schmerzlicher Erfahrung, ein Kind höherer Liebe; als Geburt der Kälte und des Spottes von Haus aus, ist sie eine furchtbare Erscheinung; diese Ironie ist wahrhaft lebenzerstörend, jene dagegen lebenfristend, strenge Thürhüterin der ewigen Flamme, ein heiliges Thier auf den Stufen des Tempels. Sie ist die Sprache, in welcher das höhere Gemüth so oft unwillkührlich redet, und nicht verstanden wird, wie die Natur und Geschichte, wie Gott selbst vielfach in der Schrift. —

Wie die ironische Stimmung in der Kunst die Komödie erzeugt, so wird sie, wenn sie sich gegen uns selbst wendet, zum Humor. Wer kennt nicht diese stillen Monologen, die man sich selbst hält und womit man sich dem Geist der Komödie, und jenem an Begeisterung gränzenden Mimenspiel nähert, das in Italien heimathlich ist? Wer erinnert sich nicht, bisweilen so seine eigenen Misverhältnisse wie Komödienrollen überhört, und sein so vielfach ungefüges Wesen im Spiegel gleichsam betrachtet zu haben? Wer hat nicht mit seinen eigenen Zuständen dieser Art so manchmal harmlose Possen und gemüthliche Scherze getrieben? Dieser Humor ist mit einer Begeisterung und Lust begleitet, aber dieselbe liegt nur in dem Gefühl, daß ein höherer Geist in uns über diesem barocken Wesen schwebe, denn wäre er und in ihm nicht eine vollere Kraft zum Harmonischen vorhanden, so würden wir nichts davon wissen, daß unsere Zustände oft an's Lächerliche gränzen und tausendfache

Contraste mit dem Höheren in uns selbst bilden, und wir würden, wie noch so manche, mit dem größten und wichtigsten Ernste das thun, was mehr ein Leiden ist, dem nur höhere Kraft ein Thun, und auch eine Lust zugesellen kann.

Spott und Kritik können zeigen, wie es nicht seyn sollte, aber nimmermehr machen sie etwas, wie es seyn sollte; das Negative liegt in, das Positive außer ihrem Wesen. Furcht, (der große Hebel der Thierheit und der Trägheit) Furcht vor dem Lächerlichen muß negativ wirken; sie muß vom Sich-Lächerlichmachen zurückhalten; sie muß mit der inneren Anmuth, dem Zartgefühl verschmelzen; wo der Satyr sich zeigt, entflieht die Grazie. So sehr wir jenes ironischen Umgangs mit uns selbst pflegen mögen, und so vortheilhaft er dem moralischen Gefühl werden kann, so schüchtern ist dasselbe Gefühl, vor allem, was im Umgange mit Andern das Lächerliche an uns enthüllt; und es liegt dieser Scheu doch nicht

blos Stolz zum Grunde. Denn der Andere macht uns viel leichter lächerlich, als besser.

Es ist gut, daß die Menschen oft nicht ahnen, was sie schmähen, obgleich es noch trauriger ist, daß sie es nicht mehr wissen. Bei jenem Schmähen aber wäre die Welt ohne diese Unwissenheit — voller Frevel.

Die Kunst des Schweigens gehört zum Mysterium des Lebens. Es ist hier nicht als Entgegengesetztes des Plauderns gemeint; sondern als Zeichen der Heil'ghaltung gewisser Dinge, der gewissenhaften Ehrerbietung für dieselben. Der gute Mensch hat von Natur den Drang sich mitzutheilen und derjenige, der sich mittheilt, thut sich selbst damit wohl; man muß aber auch dieser Freude und Erleichterung bei gewissen Gelegenheiten entsagen können. Es giebt Dinge, die nur unter zweien, z. B. Gott und mir, das sind, was sie sind. Wir kennen überhaupt die Kraft der Worte, die in ein unsichtbares Reich eingreifen, zu wenig. Das Schweigen, zu dem uns oft ein übervolles

Herz nöthigt, ist eine Andeutung, daß in der Sprache des Schweigens eine hohe Bedeutsamkeit verschlossen ruht. Bei dem, was wir Schweigen, Verstummen nennen, erklingen wohl oft höhere gesangähnliche Worte in einer nahen Welt, deren Resonanzboden das Äußere bildet. Das Fühlbare, als Gegensatz des Sichtbaren, erscheint als ein höheres Gesicht; als eine allgemeinere Sehe, welche die Bilder des Inneren unmittelbarer abspiegelt. Darum ist es das Anzeichen eines mangelnden Tiefgefühls, wenn gewisse rührungsvolle Dinge sogleich durch vielfache Besprechung erwiedert werden; wir schrecken darum beim Erklingen solcher Worte wie vor einer rauhen Dissonanz zusammen, die eine leise Musik als starrer Hauch verweht.

Mit mancher Stunde, die man geliebten Geschäften bestimmt hatte, und die eine Abhaltung, ein Beruf, für Andere wirksam zu seyn, in Anspruch nimmt — müssen wir es machen wie mit dem Auskommen mit Wenigem: der Zeitverlust kann uns so gut

durch das Geschenk einer anderen seegensrei-
chen Zeit vergolten werden, als Gott das
anderswo seegnet, was wir ohne Bedenken
aus herzlicher Liebe dem Bedürftigen oder
Unbekannten hingaben.

Es giebt treffliche und durch und durch
herzige Menschen, gegen die sich unser gän-
zes Herz aufschließt, deren Geistesrichtung
aber mit der unseren so wenig Berührungs-
punkte hat, daß wir ihnen unmöglich das
innere Leben des Geistes so wie unser Herz
aufschließen können. Ihnen fehlt die Ah-
nung jenes Höheren, das durch seine Zei-
chen redet; darum klagt uns ihre gutmüthige
Offenheit der Verschlossenheit an, wenn wir
die Vorgänge des Innern vor ihnen verhül-
len. Unsere Versuche jedoch, ihrem Begeh-
ren zu willfahren, beweisen uns alsbald,
daß der Punkt des Verstehens hier nicht
getroffen werden kann, da unsere Sprachen
in ihren Grundwörtern nicht übereinstim-
men; und so leise als möglich, um nicht
wehe zu thun und uns selbst das Leid, das

wir empfinden, zu verbergen, ziehen wir die Fühlspitzen der Seele ins Innere zurück und — können nicht reden.

Wir thun den andern so oft unwillkührlich wehe, daß es doppelt schmerzlich und drückend ist, ihnen aus irgend einer Nothwendigkeit weh thun zu sollen. Gemeiniglich thut der, welcher dies so recht herzinnig und leise fühlt, sich selbst am wehsten; oft verlezt der Augenblick des Wehthuens weit mehr uns als den, den er eigentlich trifft; und es ist ein seliger Vorzug liebender Naturen, nicht ohne tiefen eigenen Schmerz anderen weh thun zu können. Diese leise Wehmuth, das wahre Wesen der Liebe doch nie völlig auszusprechen und zu erfüllen, begleitet uns auch von Ferne beim Wohlthun; wir fühlen, daß wir nie genug thun, nie genug lieben, nie genug sind; nur wenn wir Gutes und Liebes empfangen, schweigt der Schmerz und wir ruhen in der warmen Sonne aus; uns ist, als würde der Liebe genug gethan

und wir geben in ihre Macht alles, was an uns Liebe ist.

Wir sind recht oft in Gefahr, durch das eigene Zartgefühl in ungerechte Ansprüche an Andere zu verfallen, die zu unnützen Verstimmungen führen. Wir verlangen z. B. unbedingt, daß das, womit wir einen besonders lieben, oft geheimen Sinn verbinden, von den Andern gerade so aufgenommen werde, wie wir es uns gedacht; und so nehmen wir dem Liebevollen seinen schönsten Vorzug, die Freiheit. Wissen wir die Gründe, warum die Klänge jeden anders berühren, und müssen wir uns nicht gerade hier über die Fülle der Figuren freuen, welche die Harmonie der Welt im Ohr der Welt beschreiben?

Da, wo die höhere und heiligere Sprache nicht anwendbar ist, weil sie nicht verstanden wird, giebt es eine andere, allgemeine, deren wir uns bedienen sollen, so lange als jenes Nichtverstehn nicht in ein Entheiligen des Unverstandenen übergeht: die Sprache

des Herzens. Nur wo auch diese Saite nicht anklingt, müssen wir die Sprache der Ironie anstimmen, wenn wir das Schweigen, das wir am liebsten beobachteten, brechen. Die Sprache des Humors hingegen ist eine wahrhaft gesellige und accordirt mit der herzlichen auf eine oft recht trauliche Weise; und der Scherz ist die Grazie der Herzlichkeit.

Den Mangel des Enthusiasmus im Menschen möchte man mit dem Zustande eines irdischen Wesens vergleichen, das, immerfort alternd, nie dem Tod unterläge; und das Daseyn des Enthusiasmus einem inneren verzehrenden Feuer. Das Höchste und Beseligendste vereint, wie der Geist in der Chemie, verzehrend mit sich, was ihm naht, das Geistlose erhält, d. h. todt; es ist nicht zu verflüchtigen.

Zur Unzeit gezeigter Enthusiasmus gränzt an das falsche Pathos, ist gegen das wahre Zartgefühl innerer Liebe, und fließt mit dem Anfange des Lächerlichen zusammen. Über-

haupt muß eine Region der besonnenen Kühle in der Nähe des Enthusiasmus sich hinziehn, wie das durchsichtige Eis um die erhabenen Gipfel der Alpen.

Was warm ist, hält man so gern für wahr.

Was in uns wahr ist, muß doch auch klar werden.

Wie sollte es möglich seyn, daß bei der zunehmenden Klarheit des Herzens die Wärme desselben abnehmen könnte? Klarheit des Herzens drückt an sich die mildeste Wärme aus, jenen Zustand höherer Reife und dauernder Liebe, den, wie den herrlichen Baum des Südens, ewige Blüthe bei ewiger Frucht schmückt.

Das Wahre, das Gute und das Schöne ist ein Dreiklang. Grundton kann bald das eine, bald das andere oder dritte seyn; nie aber kann eins derselben rein ertönen, ohne daß die beiden anderen zugleich anklängen und harmonisch anwesend wären.

Die höchste Schönheit ist Schönheit der Seele; sie ist Seele der Schönheit; Wiederstral der Harmonie; Musik! — Alles Gefühl des Schönen ist ein musikalisches Gefühl; und was Musik ohne Takt ist, das ist Schönheit ohne Seele, wie umgekehrt Seele ohne Ausdruck der Schönheit, Virtuosität ohne Instrument ist. Wie wir aber in jede Musik Romantisches hineinlegen können; so können wir auch in die Schönheit unsere Seele hineinlegen. Für die Seelenvollen lebt darum jede Schönheit; sie wird ihnen zum Instrument, auf dem sie mit trunkener Lust fantasieren; indem sie ihr so ihre Seele einhauchen, möchten sie ihr dieselbe lassen.

Unschuld auf dieser Erde ist ein höchst rührender, lieblicher Frühlingsblumenzustand; aber schlechterdings kein praktischer im Allgemeinen. Er ist nicht eine erworbene Weisheit; seltener ein erhaltener Himmel, als eine kindische Unbekanntschaft mit dem Zustande der Erde. Wenn man diesen kennen

lernt, hat man die eigentliche Unschuld verloren, die süße Frühlingsblüthe hat sich bis auf Wiedersehn getrennt, aber man ist auch erst ein Mitglied der Erde geworden, und fängt an, an das allgemeine Werk Hand zu legen. Was wir Unschuldige nennen, sind Engel, die an uns vorüberziehn, wie fremde Vögel, die auf ihrer Reise gleich Sonnenklängen unsere Luftregion berühren. Die Schuld ist das Saamenkorn, das an die Erde bindet und veredelt, die Erde sprengt und den Himmel wiedersieht. Die Unschuld als ein Traum eines schöneren Zustands kann nicht dauern, die Erde kann sie nicht gebrauchen, aber sie ist wie der Frühlingsblume stärkender Hauch am Morgen, an dem sie sich erquickt. Die Unschuld lebt als himmlisches Symbol in einzelnen Wesen in der Welt. Einer anderen, nicht minder seligen und nie endenden Unschuld genießen die Dichter und dichtrischen Gemüther; sie sind ja die Frühlingsträume der Erde, die ewig über ihrem Schlummer schweben und ihr das frohe

Wiedersehn ihrer Liebe verheißen sollen. Sie müssen in tausend Dingen Kinder bleiben, zu tausenderlei ungeschickt seyn; Sehnsucht, Wehmuth, Übermuth, Heimweh, ist darum ihre Mitgabe.

Gutmüthigkeit ist gesteigerter Naturtrieb des Thierischen; man nenne ihn gutes Herz, und liebe ihn an jedem Menschen wie in allen Wesen der Natur, wo er sich findet; aber unter dem Herzen im ächt menschlichen Sinne verstehe man jenen veredelten und vergeistigten Willen, den seine wiedererwachte höhere Liebe mit dem göttlichen Geiste verbindet. Er ist die Frucht intellectueller Reife überhaupt, und man nenne das gute Herz den Saft dieser Frucht; in ihrem Kerne vereinen sich alle Geister des Lebens zum Keime der ewigen Liebe! Hier verliert sich mit einmal jener Wahn, welcher diese höhere Güte von dem, was man Geist nennt, trennen, und eins von dem anderen unabhängig machen will; denn es giebt eben keine geistlose Güte, und je näher das Mensch-

liche zum Göttlichen sich heimwendet, desto harmonischer sind alle Kräfte in der lebendigen Liebeskraft verbunden. Eben so ist es mit der Trennung von Vernunft und Glauben. Das Göttliche, das sich im Herzen offenbart, wird durch die Construction der Vernunft bestätigt, und sie kann vollkommen einsehn, daß nach ihm zu streben, allein das wahrhaftige Leben sei, das die Welt erringen müsse.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Demuth und Bescheidenheit. Bescheidenheit ist das Veilchen der Erde; oft das Gewissen der Eitelkeit und des schlummernden Ehrgeizes; eine gute jugendliche Naturgabe, die Blüthe gleichsam, welche oft die Frucht der Gottesgabe Demuth verheißt. Bescheidenheit gilt einem Vorzuge, den man nicht zu besitzen, Demuth einem Vorzuge, den man nicht zu verdienen glaubt. Bescheidenheit blüht, die Demuth reift. Bescheidenheit gilt mehr der Erde und dem Sichtbaren; die Demuth ist in Gottes Liebe

beschlossen, und hat von da aus auf unsere übrigen Verhältnisse Bezug.

Man ist nie freier, als wenn man sich selbst besiegt hat, nie vernichteter, als wenn man seinem Antriebe blindlings nachgegeben hat. Man soll eben nicht nachgeben, sondern herrschen; das ist das Vorrecht unserer Abkunft.

Was du für Sünde in dir erkennst oder hältst, ist, wo du es thust, für dich Sünde. Wo du Sünde ahnest, auch wenn es wahrhaft keine wäre, ist für dich Gefahr; denn auf den Willen des Guten oder Bösen kommt es an. Sünde mit oder aus Bewußtseyn ist Unseligkeit, wahre Sünde. Es giebt auch im Fehlen eine Art Unschuld; wer es beim Fehlen bis zur Reflexion bringt, hat den Sündenfall vollbracht. Und eben diese Reflexion kann wieder in ihm zum Wendepunkt nach dem Besseren werden.

Es sollte nicht sowohl von den Folgen des Bösen die Rede seyn, als von seiner Wurzel, von dem Willen. Eben so verhält

es sich mit dem Guten. Die göttliche Weisheit ist ein liebevoller Arzt, der das Gift selbst, das sich unter uns erzeugt, als Kraft für die allgemeine Krankheit anzuwenden weiß: aber die giftigen Wurzeln sind darum nicht minder die Feinde des Lebens und müssen als Wurzeln erstickt werden. Der Wille, des Guten namentlich, das wir so oft nicht Fruchttragen zu sehen glauben, greift in eine höhere Ordnung ein. Vielleicht wirkt gerade nur das Böse auf endliche Weise, und darum sehen wir seine Früchte überall; hingegen die des Guten seltener, weil der Saame des Guten in's Ewige und Unendliche fällt, und darum unsichtbar wuchert.

Jedes Bösen Schicksal und Einfluß redet von Gott; denn für die Seinen muß das Böse zum Guten und Besten ausschlagen. Ja wen es nicht Frucht tragen macht, wie der Vesuv die Rebe, der steht noch zwischen Tod und Leben inne.

Das Gute kann nie anders, als im Kampf auf Erden gedacht werden; weil

es in der beständigen Gefahr ist, sich durch Vernachläßigung oder Misbrauch seiner Modification nach zu verwandeln.

Leben ist Kampf; Lieben ist Friede. Die Sphäre der Kunst liegt darum außerhalb jenes moralischen Kampfs; in der Region des Friedens. Kann um ihre Moralität noch gestritten werden, wenn sie im Reiche der Liebe kreist?

Wo die Gottesfurcht schwach wird, da wird die Menschenfurcht stark.

Die Menschen sorgen, wo sie vertrauen, und halten sich für sicher, wo sie besorgt seyn sollten; die Erde zwingt ihnen Sorge — Neigung zur Schwere — ab, der Himmel kann ihnen so selten einen Blick der unbedingten Zuversicht abgewinnen!

Wer sich ängstlich in das Reich der Möglichkeiten verirrt, entfernt sich aus dem Reich des Glaubens.

Der Verstand ist immerwährend geschäftig, auf das Bleibende und Gewisse auszugehn. Allein eben weil er zuvörderst nach

dem überzeugenden Besitz ausgeht, ist er auf der ersten Stufe, der des irdisch Sichtbaren, nichts vermögend, als Zweifel hervorzubringen, die eben so kräftig die Befestigung unsers Trachtens nach einem unerreichten Gewissen begründen. Beweisen läßt sich nichts, als der Tod; glauben mußt du das Leben, das Unendliche, das du in dir erfährst. Deutsam drückt es die Schrift aus: „glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht.“ Das Resultat auf der höheren Stufe unsers Denkens durch Begriffe ist: wir kommen mit dem Verstande zur Überzeugung, daß es keinen Frieden, keine Gewißheit giebt, als im Glauben. Der Zweifel spricht: was hilft mir dein Bewußtseyn, wenn die beruhigende Rührung vorüber ist, fordert die Wirklichkeit ihre Rechte wieder. Der Glaube antwortet dem Zweifel: wenn du nur auf bleibenden Besitz ausgehst, wo kannst du ihn anders finden, als in einer übersinnlichen Welt? Alles Äußere ist das Vergängliche, es besitzt uns, wir besitzen es nicht

mehr, wenn nicht die innere Welt unsere Gewalt erneut; sie nur gewährt das Bleibende; sie allein ist wirklich. Wer sich zum vollkommenen Gefühl dieses Besitzes erheben kann, der ist der ächte Bürger des Geisterreichs. Da wendet sich der Verstand freudig zu dem Zweifel, und spricht: diene dem Glauben! —

Aus der Liebe zur Welt, aus den Maximen der Nächstenliebe, wird dir schwerlich die wahre Liebe entspringen; durchdringe dich zuerst mit dieser Liebe, so ist die wahre Welt- und brüderliche Liebe von selbst in dir.

Wir sollen frei werden, aber wir müssen nicht glauben, daß wir es so über Pausch und Bogen, mit einem einzigen Gedankenstrich, wie z. B. die französische Revolution, indem sie das Wort König, Gott, Adel, rc. ausstrich — werden können. Es ist eben leicht gesagt, das Wörtchen Freiheit, Liebe, Glaube; aber es sezt jedes derselben eine große, lange, vollständige Richtung des gan-

zen Lebens, bis in's Allerkleinste, voraus, und wir müssen uns gerade so mancher Freiheit, Liebe, u. s. w. die wir dafür halten, begeben, ehe wir frei, liebend, u. s. w. sind. Der erste Akt der Wiedererlangung wahrer Freiheit (ohne Überzeugung, sie verloren zu haben, kommen wir auch bis zu diesem nicht), ist durchaus nicht der der sinnlichen Emancipation, sondern Entäußerung und Hingabe: auf daß uns die Anschauung von der Harmonie eines ewigen Willens durchdringe, als eine Kraft, die unserm Willen seine harmonische Richtung nach dem großen Centrum wiedergiebt. Darum giebt es keine Freiheit, die nicht in der Liebe, keine Liebe, die nicht von der Freiheit gehalten wäre; Gott will freie Liebe; das Gefühl unserer Abhängigkeit von Ihm (d. h. unsers Beschlossenseyns in Ihm) soll durch uns zum Bedürfniß in Ihm zu seyn, erhoben werden, er will nicht, daß wir sollen, sondern er will, daß wir wollen, und wenn wir wollen, wie Er will,

so ist das Reich der Macht und Freiheit hergestellt und es ist nichts überall, als Gottes Wille, Liebe und Licht.

2.

Die Lebensalter und Geschlechter.

Durch Lebensalter und natürliche Verhältnisse, an Eltern- und Gattenhand, am Wander- und Greisenstabe wird der Mensch zum eigentlichen Leben geführt; auf den Schwingen der Zeit, aus der Blüthenhülle der Entwickelung muß er nach dem Ewigen heimstreben. Die Jahre, die Verhältnisse, mit ihrer keimenden Knospe und sinkenden Frucht, sollen ihn auf das Bleibende aufmerksam machen, daß er sich in sich selbst dem Ewigen nähere und immer weniger der Beihülfe des Raums und der Zeit zur Erreichung dieses großen Ziels alles Lebens be-

dürfe. Die Freude der Kindheit, der Jugend erste Liebe vergeht wie der lezte Stern und das erste Morgenroth, aber die Liebe soll dennoch bleiben und eine höhere Freude und Jugend dem Inneren erwerben. Um die Wiege, das Brautbett, den Sarg, windet sich der Reigen der Geister des Lebens mit leisem Gesang, und zartem Faden, und Sturm und Mitternacht vermögen nicht den Gesang und den Faden zu zerreißen. Immer fort webt er sich zwischen spielenden Kindern, glücklichen Liebenden, treuen Müttern und ernstsinnigen Männern, stillen Greisen, und wieder spielenden Enkeln und blühenden Töchtern und Jünglingen. Von Morgen zu Morgen leben so die Geschlechter fort, und blicken in eine zwiefache Jugend, welche der Strom dieses Lebens in ein doppeltes Jenseits theilt. Glaube, Liebe, Hoffnung sind die Pfeiler der Brücke, welche die Zeit über ihren eigenen Strom schlug, und auf welcher die Pilger mit den Sternen, Keimen, und Wesen aller Gattung

wandeln, rastlos und unaufhaltsam, bald einsam, bald an lieber theurer Hand, bald hüpfende Kinder, bald sinnige Jungfrauen, bald geschäftige Männer, und friedsame Greise, alle unaufhaltsam, bis zur Todespforte, welche den Ausgang der Brücke bezeichnet, den einer schnell, der andere langsam erreicht, mit dem Durchblick nach einem schöneren Pfade, der wie Milchstraßen schimmert und wie ein Diadem sich emporhebt, in das die hienieden Treuen und Guten, die wahrhaften Pilger zur Heimath aufgenommen sind, daß sie im Lichte weiterwandeln, wie die Sterne.

Die Kindheit und Jugend.

Die Kindheit ist idyllischer, die Jugend lyrischer, das männliche Alter epischer Natur, das hohe Alter gränzt wieder an die Kindheit, wie die Elegie an das Idyll.

Warum ist des Kindes Kindlichkeit, der schuldlose Blick in das schuldvolle Leben hinein, so versüßend und so rührend für uns alle? Vielfach traurig ist der Anblick des Gewordenen, erfreulich und tröstlich ist die Empfindung des Werdenden, des lebendigen heiteren Blickes, der nicht rückwärts, sondern vorwärts in die Welt hinein sieht! Darum zieht es uns hin nach den süßen Geheimnissen der Pflanzen, der Kindheit, des Frühlings, und des Dichtens. Jedes Kind ist die Verheißung einer neuen höheren Lebenskraft, — eine Hoffnung, ein wahres Geschenk des Himmels! Und kindlich seyn, heißt fühlen, was ein Kind ist — Glaube an das Werden, Glaube an das Schaffen, an die Nähe und Mütterlichkeit der Liebe! In jedem Kinde wird die Erde zum Paradies. Das soll sie auch in dem wahrhaft kindlichen Menschen wieder werden, der da liebt und glaubt.

Es giebt auch Propheten unter den Kindern. Das sind die tiefsinnigen, ernsthaf-

ten Kinder. Das Ideal derselben muß das Jesuskind gewesen seyn. —

Der Jüngling ist von selbst der Prophet des Lebens. Sein offenes Auge, der blühende Mund, die leuchtende Stirn verheißt die Fülle der Zukunft. Eine wahre Jünglingsgestalt ist die Erscheinung des Genius des Lebens. Der Grieche erblickte sie in ihrer heiteren Schönheit und er hatte seine Götter. Der Tod selbst ward ihm zur Jünglingsgestalt, weil das Leben eine heitere Jugend war, in holden Jünglingen, gebrochenen Rosen, Anemonen, in der Narcisse Bild am Spiegel der wehmüthigen Flut, sah er des Todes Symbole. Inniger mit dem Himmel vertraut, sah das Christenthum die ewige Jugend jenseits des Todes, und die Jünglingsgestalt verschwisterte sich in der Kunst mit dem reinen Gebilde der Engel.

Der unbefangene erste Glaube unserer schönen Jugend ist anfangs ein sinnlicher Glaube; je mehr das Sichtbare vor dem Alternden seine Gebrechlichkeit und Kälte

enthüllt, desto inniger wächst die Flamme des Glaubens an Unsichtbares und Ewiges.

Die Welt ist um den feurigen Jüngling gerade so kalt, so untheilnehmend und spröde, wie er sie später kennen lernt; aber sein eigener Glaube hütet seinen Traum. Gott verleiht ihm diese Gabe, daß sich am fröhlichen Leben dieses Erwartens des Besten von allen Wesen und Dingen, die innere Kraft entzünde! Die Erfahrung würde der Tod der schönen Blüthe seyn, und die Hoffnung des Fruchttragens wäre vernichtet. Unsere Jugend ist doch nur eine höhere Kindheit. Erst wenn die eigene Kraft sich entwickelte, erlangt der Mensch in ihr auch die, von allem Äußeren, auch dem, was er innig hoffte, unabhängig, seiner Bildung zur Ewigkeit vorzustehn.

Der Mensch ist anfangs ein Thautropfen, worin sich die Welt spiegelt und der seine Farben und Strale von ihr empfängt, bis er nach und nach zum Edelstein verhär-

tet und als Karfunkel bei einbrechender Nacht aus sich selbst heraus leuchtet.

Mangel des Enthusiasmus in der Jugend ist Mangel des nährenden und befruchtenden Lebensfeuers.

Früher wird sich der Hang zum Mysticismus, als zur Ironie im Menschen entwickeln. Jugendliche Schwärmerei ist dem zarten Alter, der glückseligen Unbekanntschaft mit dem wahren Character des Lebens und des Erscheinenden, der alles umfassenden Hoffnung, der durch alles erregten Freude und Innigkeit, angemessen. Von dem Jüngling, in dem die Ironie schon entwickelt wäre, hätte sich die Jugend selbst gewendet. Es ist ein Frevel, die gutmüthige Schwärmerei der Jugend, die nur ein höheres Streben entbehren kann, durch unsere uns über manches nothwendig eigen gewordene Ironie zu stören; wir müssen einsehn, wie vielfach die süße Hoffnung, Bestrebung und Ansicht der Jugend sich täuscht, und doch schweigen, und erflehen, daß nie diese Hoff-

nung, aber der Gegenstand derselben, sich in dem aufdämmernden Gemüth verändere! Wehe jedem, der das zarte Werdende mit den scharfen Ecken des in ihm Gewordenen verlezt, und ihm so wahrhaft Ärgerniß und Anstoß giebt! Wird der Gärtner die Blüthe abreissen, bevor sie von selbst sinkt? Er würde den Garten um ihre Frucht bringen. Schützen soll er sie, und ihrer Entwickelung an der Sonne förderlich seyn; es ist einer der wichtigsten Punkte für den Erzieher, daß er seine eigene Lebenserfahrung anwende, nicht um das jugendliche Streben, durch Andeutungen, daß das Leben seine Früchte zerschlagen werde, niederzudrücken, sondern um es sanft für die Gegenstände wahrer innerer Erfahrung vorzubereiten und zu gewinnen.

Eine unendliche Poesie liegt in jener süßen Neugierde, welche das junge Gemüth allen Gegenständen der Welt entgegenbringt. Ihm ist überall ein Geheimniß verborgen, und nur zu oft löst sich die Poesie zugleich,

indem es sich irdischerweise lößt. Der Zustand des süßen Dunkels, das die Sehnsucht wie ein Rubin durchleuchtet und wohin die Hoffnung mit smaragdenem Glanze die bunten Erscheinungen lockt, ist das Mährchen, woraus die Dichtung in jedem Menschen, unter glücklichem Sterne geboren, die Grundfaden des Lebensgewebes spinnt. Mährchenhaft erscheint in diesem Zustande alles, was scheint und erscheint; jeder Mensch hat eine höhere Bedeutung, jede kleine Begebenheit einen geheimeren Sinn, einen deutsamen Wink, der Mensch selbst bedeutet sich so viel; er steht vor der ganzen Welt wie vor der Pforte, hinter welcher die stralende Weihnachtsgabe verborgen; es ist der Sinn des Alls, mit dem die Poesie den Menschen beim Eintritt in das vereinzelnde Daseyn ansingt, daß er jenes in diesem nicht verliere. Eigentlich kann er in diesem Leben nichts Höheres erfahren; je voller des Mährchens Sternengeweb' ihn umtönte, desto näher stand er schon der ganzen Lösung seines Lebens und

Sehnens, dem ersten und lezten Worte der Welt. So wie er sich der Vereinzelung des Lebens nähert, soll er durchschauen lernen, was er erschaute; oft aber lockt es ihn blos in die Breite, wo er den Sirenen nicht widersteht, — bis er sich wieder losreißt von der Erde, und er ihre Vermählung mit dem All in sich vollzieht, wie er einst den leisen Brautgesang vernommen.

Leicht finden und leicht trennen sich die Gespielen der Kindheit, wie ihre süßen goldenen Träume; die Jugend schließt die höheren und innigeren Bande der Freundschaft, und herrlich und begeistert wie die Andacht ihrer Liebe, ist die Glut ihrer Freundschaft. Was später die Welt, der Gegensatz, und das eigene Herz trennt, fließt hier noch in seiner freudigen Kraft und Innigkeit zusammen, und die Jugendfreundschaft, wie die Jugendliebe, entsteht und nährt sich mit einer zarten, idealischen Leidenschaft, welche Lust zum Leben, Muth zu Thaten und Werken, Verständniß des Schönen und Edlen,

Kraft zu allem Hohen und Herrlichen verleiht.

Wie so früher die Freundschaft an die Liebe, so gränzt im abgeblühteren Alter die Liebe an die Freundschaft, und so giebt sich jene Eine göttliche Liebe in beiden kund, aus der sie entsprungen sind, zu welcher sie heimkehren.

Es scheint, als könnte das übrige Leben nur bewahren, nur still entwickeln, was ihm die Jugend zubrachte; so wie der andern Jahrszeiten keine die seligen Blüthen zu erzeugen und zu vermehren vermag, welche der sinnige prophetische Frühling trug; sie sind nur die Schutzgöttinnen ihrer irdischen Bestimmung, Frucht zu tragen, aus welcher neuer Frühlingsseegen keimt. In der Jugend wird der Freundschaft, der Liebe Band geknüpft, daß es hinlaufe durch des Lebens Gewinde und es halte und ihm des Kranzes Gestalt gebe.

Die Trennung der Geschlechter.

Das Bewußtseyn des Geschlechtsunterschiedes ist das erste Wahrnehmen des Getrennten im Menschen, und zugleich der erste Keim zum Streben nach Herstellung der Einheit — der Geschlechtstrieb erwacht. Der Geschlechtssinn ist die erste Mystification des Weltsinns, der Sehnsucht, das Getrennte in Bunde des Alls vereinigt zu schauen.

Die Geschlechtsneigung individualisirt sich erst allmählich. In seliger Indifferenz lebt das Kind, es sieht, kennt und liebt nur Einen Menschen, den e i n e n Menschen, und darum wollte das göttlichste Leben auf Erden selbst mit dieser deutsamen Kindheit beginnen, und in Kindesgestalt, auf dem Mutterarme, ewig rührend zu unseren Herzen sprechen. Weinen müßte man, daß die süße Unbewußtheit des Zwiespalts, der Trennung, dem Kinde zerrinnen muß, würde nicht jeder Mensch in die Welt gerufen,

um die geschehene Trennung in höherer, eigener Liebe aufzuheben. Der erste Friede beruht nur auf der Unkenntniß der Lage, in welcher der Mensch sich mit dem ersten Hauche befindet, und weil er hinein gesendet wird, um an ihrer Verbesserung zu arbeiten, so muß er die Wahrheit, wie schmerzlich sie sei, erfahren, damit er über die Wunde und Heilung klar werde und für den allgemeinen Frieden wirke, in dem auch der seinige erst wahrhaft begründet ist. Denn das irdische Prinzip, zum Frieden zu gelangen, ist alleinig der Kampf, und für uns alle, wie wir jezt beschaffen sind und das Irdische beschaffen sehn, giebt es schlechterdings keinen Frieden von Haus aus.

Das Verlangen zu wachsen, groß zu werden, deutet es schon an, daß diese irdische Kindheit, die uns so schuldlos erscheint, eine Blüthe an den Dornen der Verbannung ist, und daß sie vergehen muß, damit die Frucht sich ansetze, aus der ewige Blüthe sich wieder entwickeln soll.

Eine Art sinnlicher Mysticismus, die unbewußte Empfindung einer allgemeinen Sehnsucht, mit der das ganze Wesen zuerst in Berührung tritt, ein magnetisches Wahrnehmen, zieht das Aufblühende zu einander hin und verbreitet die Ahnung eines allgemeinen Geheimnisses, nach dessen Lösung das schwärmende Wesen sich hinneigt. Dies ist der übergang von der Indifferenz zum Triebe, dem sein Gegenstand sich noch nicht individualisierte, dem noch der Frühling, die Freundschaft, alles Liebe, Gute und Schöne, das ganze Leben, als Antliz seiner Liebe sich zeigt. Das Gefühl der Einheit, welches der Traum des Kindes war, ist um die süße blöde verlangende Schwärmerei der ersten Jugend noch einmal zum geheimnißvolleren Schleier zusammengeflossen, bis aus ihm ein Antliz sich enthüllt, das Individuum ist, und die Züge des großen, allgemeinen vermenschlicht, welches der duftige Athemzug der Sehnsucht umspielt.

Das Verhältniß der Geschlechter soll immer angedeutet, aber nie völlig ausgesprochen werden.

Das Mädchen ist ein Geheimniß, das seine eigene Lösung leise fürchtet, und leise sucht. Nichts ist reizender, als das Verhüllte. Dies Geheime des Weiblichen ist Zartheit und wahre Reinheit, wo es sich selbst im leisen unbefleckten Schleier verborgen bleibt, aber es ist nicht rein und nicht unbefleckt, wo es sich nur als Schleier zeigt, um zu reizen und zu beunruhigen. Unter dem Schleier muß Ruhe wohnen, und entflieht sie, wenn eine geliebte Hand den Schleier hebt, so muß an die Stelle der unbewußten Ruhe eine höhere Harmonie mit dem Geheimnisse der wahren Liebe treten.

Das Prinzip des Männlichen ist die Enthüllung, des Weiblichen die Verhüllung. — Jünglinge und Männer ahnen die Unschuld der Frauen, aber sie begreifen dieselbe niemals völlig; in einem gewissen voreiligen Gefühl von der überlegenheit des Wahren

(was doch auf den irdischen Zustand bezogen, so vielfach nur als Nacktes und Schroffes übrig blieb, daher die Sittlichkeit und die Anmuth der Frauen —), haben sie Freude daran, den Kampf mit jener zu wagen, und aus Übermuth und Liebesfülle drängt es sie, dieselbe zu verletzen.

Für junge unbescholtene Mädchen ist die Gesellschaft junger Leute, welche den Umgang mit muthwilligen Frauen kennen, durchaus gefährlich: er besteht in einer beständigen leisen Reizung, in einer zurückgehaltenen und deshalb um so feiner eindringenden Sinnlichkeit, im Verrath verführerischer Worte, Bilder und witziger Einfälle, und ist eigentlich eine stille Buhlerei. Und gerade unter dem Schleier ist leichter als man glaubt, die Neugier nach der hebenden Hand erweckt, wenn ein Finger ihn berührte.

Man sollte immer fühlen, daß man ein unverlezliches Gebiet überschreitet, wenn man den Anstand gegen ein weibliches Wesen verlezt. Verträge, die auf einer Ab-

nung innerer, bildsamer Verhältnisse schweigend ruhn, sind heiliger und zarter. Ein solcher ist der Umgang mit den Frauen. Bei den Frauen müssen wir uns immer erinnern, daß unser Leben auf dem Geheimnißvollen ruht. Wir deuten, die Frauen bedeuten.

Der Diamant symbolisiert das männliche, die Perle das weibliche Gemüth.

Die Liebe des Frauengemüths ist der Geliebte, und später das Kind; sie sind seine Welt. Die eigentliche Geliebte und der Sprößling des Mannes ist eine Welt. Ein Mann, der im eigentlichen Sinne nur seine Frau liebt, hat ein wahres Frauenherz; ihm fehlt der Weltsinn. Anstatt daß er in seiner Geliebten ein zartes Symbol seiner Welt erblicken sollte, wird ihm die Welt zum Symbol seiner individuellen Liebe. Der Mann muß unabhängiger von seiner persönlichen Liebe seyn, als die Frau, sie muß ihn in ihrer Anhänglichkeit für ihn übertreffen, denn er soll mehr umfassen als sie.

die Fülle der männlichen Liebe ist expansiv, die der weiblichen zieht sich zum innigen Kreise zusammen, und in diesem Drange des Weiblichen, die Welt seiner Liebe zu concentrieren, ahnet der Mann das Symbol seines innersten Strebens nach dem Centro der ewigen Liebe, und darum vertieft er sich in die heilige Schönheit eines treuen und liebhabenden Frauengemüths, wie in das Innere seiner eigenen Welt und Sehnsucht.

So wie im weiblichen Sinne das Mysterium des Familiendaseyns (die Basis des Staats und alles irdischen Verhältnisses) lebt, so ist die Welt als großer Tempel die Aufgabe des Mannes. Daher das immer rege Interesse des männlichen Geistes an Politik, welchem Streben er auch immer sich geweiht habe; daher die größere Gleichgültigkeit der Frauen, ihre geringe Ahnung von der Wichtigkeit dieser Angelegenheiten, ihr Verlangen, den Mann in den Kreis der Familie zurückzuziehen, daher endlich auch ihre noth-

wendige Ausschließung von Staatsangelegenheiten, welche sie durchaus als Liebesangelegenheiten behandeln, wofern sie sich darein mischen, und beständig in Gefahr sind, sie nicht nur so, sondern als Liebesintriguen zu behandeln, und sich so ihres eigenen reinsten und würdigsten Wesens zu entäußern. Würden sie die Kraft haben, das ihnen gegebene mütterliche Gefühl auf die großen Verhältnisse auszudehnen, so möchten sie mitsprechen; allein wenigen möchte hier die Kraft einer Maria Theresia verliehen seyn, und — sind die Mütter nicht von selbst heilige Stimmen der Staatenordnung, die man in ihrem stillem Heiligthume um die ehrwürdigen Weltgesetze der Entwicklung und Lebenspflege befragt?

Des Mannes Kinder — sind Welten. Die Welten einer liebevollen Frau — sind ihre Kinder.

Der geringere wahre Kunstsinn in den Frauen, und ihre mindere poetische Begeisterung liegt eben darin, daß sie nur einen

Gegenstand kennen, auf den sich alles bezieht. Es giebt daher in ihnen für das übrige kein unmittelbares Interesse, sondern ein bezogenes, ein zusammengesetztes, ein allegorisches. In den Frauen ist weniger Begeisterung, mehr Beseelung. Es ist eine stille dem Einen geweihte Flamme, vor welcher die Treue als ewig wachsame Vestale steht. Die Frauen sind wärmer für Gefühle, kälter für Ideen.

Die Poesie des weiblichen Gemüths erscheint am liebenswürdigsten, wenn es unter dem magischen Lampenschimmer seiner stillen Liebe die Spindel des Lebens bewegt und die rinnenden Faden mit süßen Mährchen, die es den Kindern erzählt, und mit Liedern, die der Geliebte gelehrt, geleitet. Alles poetische Interesse der Frauen wird zu einer stillen Liebe und verschmilzt mit dem eigenen Leben. Reine Objectivität ist für Frauen fast unmöglich, und ihr Dichten wird sich immer in ihr Trachten verlieren.

Der männliche Geist entschleiert die Fernen der Welt, und nimmer genügt ihm das Vorhandene; das weibliche Gemüth neigt das milde weiche Gewebe über die schroffe nackte Gegenwart des Lebens, und verhüllt, schmückt und pflegt nachsichtig und mütterlich, was der strebende Geist vielfach verstößt und als Mittelglied des Zusammenhanges übersieht. So steht die Grundlage des Strebens von der Erde zum Himmel, unter der geduldigen, sanft entwickelnden Pflege der Frauen, und ihnen sollte man es ganz überlassen, dem vielfach ungeordneten und misgestalten, vielfach scheinbar zwecklosen Leben, durch ihre sanfte Bedeckung des Eckichten und Nackten mit dem wahren Mantel der Liebe, Anmuth und Reiz zu geben, das Leben, mit einem Worte, zu s ä n f t i g e n, zur Wiege eines besseren Daseyns zu machen. Darum sind sie nicht blos in der vielfach aberwitzigen Sprache der Galanterie — Grazien; sie sind in allem Ernst und nach der strengsten Wahrheit, die Grazien des Lebens.

Das Ideale der Frauen beruht auf ihrer Grazie, welche das Schroffe der gegebenen Lebensverhältnisse verschmilzt; für die Idealität, die über diese Lebenswirklichkeit, welcher sie die Poesie der Liebe, der Psyche leihn, hinausreicht, sind sie weniger empfänglich, und bewegen sich in dieser Sfäre gerade so ungelenk und so schwer, als sie sich leicht und anmuthig in jener bewegen, die ihr Element ist und wo sie als die Blüthensymbole der innigen, ihrem Wesen stets getreuen Natur erscheinen.

Im weiblichen Kreise lernt der Mann das Geheimniß der Hingabe in die hohe, unendliche Nothwendigkeit, das Verständniß mit der Natur, und mit dem Standpunkte des Gewordenen, von dem aus er wirken und um sich greifen soll, daß er und alles um ihn wieder frei werde; diesen Gedanken der Freiheit ahnet die Frau nur in des Mannes aufgeschlossener Seele, das Reich der Geister wird ihr in ihm aufgethan, in der Ehe versöhnen sich Natur und Geist:

die Freiheit theilt der Nothwendigkeit des Lebens, (die aus ihr entsprungen, wie Eva aus des Mannes Ribbe) ihren Geist mit, und es entfaltet sich das erfreuliche, erst wahrhaft lebendige Werden! —

Ungleich mehr, als das männliche Daseyn, beruht das weibliche auf den Verhältnissen des Geschlechtsunterschieds, und wird immerwährend auf seinen individuellen Zustand, seinen individuellen Kreis, seine Beziehung auf das entgegengesetzte Geschlecht, zurückgeführt und in diesem Bewußtseyn erhalten. Dies hat auf die ganze weibliche Ansicht, auf die ganze Seelenrichtung, von Jugend auf den bestimmtesten Einfluß und entscheidet für das Leben, je nachdem diese einzige Beziehung heilig oder unheilig, als Vorbereitung zur würdigen Hingabe in den weiblichen Beruf der reinen Liebes- und Lebenspflege, oder als Einübung in den falschen Künsten der Selbstsucht und aller mit ihnen zusammenhängenden Eitelkeiten, angebildet und angenommen wird.

Der an der Blüthe wahrer Weiblichkeit nagende Wurm ist die Eitelkeit; sie ist der böse Dämon, der den ächten aus dieser Blüthe himmelan strebenden Genius verdrängt. Sie ist es, welche von der Unbewußtheit und dem anmuthigen Schmucksinne des jugendlichen Empfindens zur kalten, stolzen Leidenschaft gesteigert, gänzlich vom Heiligthum wahrer Weiblichkeit entfernt, dessen Pforte das Blüthengewinde der Demuth, Innigkeit und kindlichen Hingabe umkränzt.

Die Eitelkeit der Frau ist im Ganzen mehr Eitelkeit des Körpers; sie liebt die Geistigkeit selbst als eine Folie zu betrachten, durch welche sie den Reiz des Äussern zu erheben strebt; und auch die am wenigsten von der Natur begünstigte, wird durch Geist auch äußere Grazie hervorzubringen glauben, und nicht immer die Wirkung verfehlen. Die Eitelkeit des Mannes ist mehr eine Eitelkeit des Geistes; und nur sehr untergeordnete männliche Naturen werden nicht, wenn sie der Dämon

der Eitelkeit beherrscht, durch körperliche Vorzüge auf höhere geistige aufmerksam machen wollen.

Das weibliche Gemüth hat sich besonders zu hüten, daß nicht aus dem schönen häuslichen Sinn, welchen sein Leben ausbildet, ein Geist der Spärlichkeit, und aus seiner in der Natur gegründeten Richtung auf den Gegenstand, der des Herzens Sehnsucht und Bedürfniß erfülle, ein Geist allgemeiner Gefallsucht werde. Durch jene Ausartung würde das schöne wahrhaft Mütterliche, durch Gefallsucht das ächte Jungfräuliche, Bräutliche, die demüthige getreue schlichte Hingabe in Eine Liebe, der sich des Herzens schüchterner Zauber enthüllt — zerstört, und die wahre Poesie des weiblichen Daseyns, das sich in Empfangen und Spenden theilt, aufgehoben.

Die Häuslichkeit der Frau, besonders die Besorgung des Täglichen, muß dem verdeckten Triebwerk der Uhr gleichen, die Ordnung muß sich als anwesend in stiller

Gleichheit zu erkennen geben, wie der Weiser schweigend die Stunden und Minuten zeigt.

Sehr lieblich ist es, daß das Geschlecht, aus dessen Schoos sich die Welt entwickelt, durch die Art seiner zarten Handarbeiten, auf die sich der sinnige Blick senkt, immer die Hülle, den Schleier, das Gewand, den Gürtel des Lebens andeutet.

Die Gesprächigkeit der Frauen hat nichts Verwunderliches, wenn man sich erinnert, daß ihre meisten Arbeiten durch Reden nicht nur nicht gestört werden, sondern besseren Fortgang und Ermunterung haben, da hingegen die Geschäfte des höheren Mannes mit ernsterem Schweigen verbunden seyn müssen, weil er überhaupt über das Äußere hinaus angewiesen ist; was nicht alle Frauen ehren und begreifen.

Es ist nur eins, was in der weiblichen Individualität die Gefahr, aus dem natürlichen Bewußtseyn der ununterbrochenen Beziehung auf einen Gegenstand, nicht in

eitle, liebeleere Selbstsucht zu verfallen, aufhebt: das rein Mütterliche, das höchste Hingebende und Aufopfernde in der Frau, weil es ganz uneigennützige Hingabe ist, eine Hingabe, die bis zur Freude am eigenen Schmerze geht.

Eine Mutter ist von selbst zu einem höheren Verhältniß, als das, worin das Mädchen dem Jüngling gegenüber stand, hinangehoben. Denn die Mutter umschließt beide Gegensätze des Lebens, den männlichen Genius und die weibliche Grazie, als ihre Kinder in den treuen Armen. Ihr Schoos gebiert — und versöhnt die Gegensätze!

Der Bund der Geschlechter.

Über Liebe und Ehe.

1.

Die Sehnsucht nach Gott und dem All, nach unserem eigenen wahren Ich, beginnt mit irdischer Liebe, und darum ist die erste irdische Liebe himmlisch. Aber sie ist nur eine kurze Blüthe, und sinkt auf immer, wenn sich nicht ihr innerster Geist wahrhaft gen Himmel wendet.

Die erste Entäußerung der Selbstsucht ist die erste Liebe. Ich fühle das Bedürfniß eines anderen Ichs, das doch mit mir zusammen zum volleren Ich werde, ich suche Höheres in mir selbst durch diese Verbindung mit dem zweiten, ich bin mir nicht mehr genug und möchte ein Wesen finden, das sich auch nicht genug ist, in dem die Sehnsucht als erster süßer Schmerz, als eine höhere Seele, als Ahnung einer Einheit getrennter Kräfte geboren wird — die erste

Liebe ist der erste Blick gen Himmel, das Erwachen des Bedürfnisses der Mystification, der erste bestimmte Trieb von außen nach innen, dem das Innere alsbald mystificirt in der Gestalt der Geliebten zum erstenmal erscheint.

Während des Augenblicks, wo zweie sich liebend umarmen, ruhen die schwankenden Linien der Innen- und Außenwelt. Dauerndes Gleichgewicht kann ihnen nur ewige Liebe wiedergeben.

Die Leidenschaft in der Liebe gleicht dem Eintritt in eine herrliche Gegend. Die erste wonnetrunkne überraschung kann nicht bleiben, denn nach Heimath verlangt das Herz, eingewohnen willst du; ruhiger wird darum dein Genuß, und himmlischen Frieden athmest du, je inniger vertraut ihr beide werdet, dein Gemüth und die innige Liebe der Natur.

Frühe Verlobungen sind nur zu oft unzeitige Früchte. Sie halten sich nicht, sie fallen ungenossen von ihrem Mirthenzweige

ab. Die Ehe sollte niemals ein Werk seyn, das die Leidenschaft stiftet; der Mann nur sollte sie antreten, der höhere Freiheit des Geistes und Erfahrung des Herzens erlangte, und die Einsicht in die Harmonie des Eheverhältnisses, damit er als würdiger Priester demselben vorstehe und in der Frau diesen wahren Sinn der Ehen ehre. Die Ehe ist, mit einem Wort, nicht Blüthe, sondern Frucht des Lebens und der Liebe.

Die Liebe der Geschlechter muß ewig als Geheimniß behandelt werden. Der Graziengürtel ist gelößt, wo man das leise, durchsichtige Gewebe der Umarmungen enthüllt. Die wahre Ehe ist eine Art Unschuld, in der Gemeinschaft des Geschlechtslebens bewahrt. Nirgends wird dies Wesen der Ehe mehr verlezt, als in der Ehe. Die wahre Ehe ist ein wahres Sacrament; die Basis der Welt.

So wie beim Genuß unregelmäßiger Körperliebe nicht der Genuß selbst das übel erzeugt, sondern das Moralische, was ihn

vielfach umgiebt; so liegt auch sein Schönes nicht sowohl im Sinnlichen, als in der innigen Hingabe und in der Vereinigung der Theile zu Einem Streben. Dies ist der geheimnißvolle Reiz, der uns Leidenschaft und Entzückung mittheilt und uns im Augenblick des erreichten Genusses Ruhe finden läßt. Wir bilden eine mystische Figur, deren Schönheit uns entzückt, deren harmonischen Sinn wir als Schönheit empfinden. Wir ruhen im Symbol der Harmonie, und darum ist es nur der edleren Liebe, in der nichts Disharmonisches, Unreines, den Grund des Verhältnisses bildet, vergönnt, die süßeste Ruhe in der Umarmung zu fühlen, und in ihr das göttliche Geheimniß zu feiern.

Wie sich aus dem Familienschoos alle Verhältnisse entwickeln; so hat das Verhältniß, in welchem Frauen, Liebe und Ehe gestanden, den Character jeder Zeit bezeichnet. Die wahre Achtung des patriarchalischen Orients für die Frauen, die Anerkennung einer tieferen Bedeutung als der sichtbaren

körperlichen, und wahrhaft ökonomischen, hat das Christenthum hergestellt. In den Staaten des Alterthums war die Ehe heilig, aber sie war mehr ein Staatsgeheimniß als ein solches, das von der Grundlage der Familie und des Staats zu einer höheren Ordnung sich erhob. Das Christenthum sezte dieser tragenden Säule des Lebensgebäudes den wahren Kranz auf. Durch das Christenthum ist das wahre Sacrament der Ehe erneut und verklärt worden. Die Liebe nahm in den germanischen Stämmen den Character einer zarten und reinen Verehrung, der Andacht an; Maria wurde der Stern der schöneren Liebe; von der Sonne des Glaubens beschienen, geschahen Wunder in der Eiche, denn sie trug Lilien und zarte Rosen. Es entwickelte sich diese schwärmerische Verehrung immer mehr im Gegensatz der Ritterlichkeit, und die Kraft beugte sich herrlich vor dem Schwächeren, das ihr einen höheren himmlischen Sinn hatte. Wie sehr der menschliche Sinn immer geneigt ist, der

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Sclav desselben Thuns zu werden, das zuerst aus hoher Freiheit des Gemüths in ihm entsprang, beweißt die Folgereihe von Misverständnissen, welche in dieser inneren Verehrung nur einen formellen Sinn festhielten und dem herrlichen Don Quixote, dem eigentlichen Eintrittspunkt des Modernen in die Poesie, den Ursprung gaben. Mit Freudigkeit dürfen wir Deutschen annehmen, daß die alte Liebe in unserem alten Wesen sich nie so weit verirrte, als es nach Westen und Süden hin geschah. — Noch beruht das gesellige Verhältniß auf dieser Anerkennung des Bedeutsamen in dem schwächeren Geschlecht, aber der alte Geist ist längst entwichen, aus dem ritterlich-troubadourartigen Sinn wurde der Geist der faden, leeren, jedermänniglichen Süßlichkeit, die in ihrer Allgemeinheit für den Egoismus und die Untreue so bequem ist, und die Frauen vergaßen, daß die erste Stelle, die ihnen im geselligen Leben eingeräumt wurde, auf einer wahrhaften Zartheit des

alten Sinnes der Männer beruht. Es entstanden weichliche Männer, die allen zu Füßen liegen, und hinter dem Rücken das ganze Geschlecht mit Füßen treten, und herrschsüchtige, hoffärtige Weiber, welche den zarten Lilienstengel, mit dem sie treue, volle, ungestüme Sinne regierten, in einen bösen Zauberstab verwandelt haben, der ihnen doch nur die Herrschaft weniger Tage sichert. Die Geschlechter verloren die Achtung für einander, als das wechselseitige Herrschen und Dienen aufhörte, die Männer unwürdig dienten (um ihren Lüsten zu dienen) und die Frauen ungebührend herrschten, und beide des wahren Dienens vergaßen, welches allein die Herrschaft der Liebe in den Herzen sichert. Darum löst sich das gesellige Leben jezt mit vielem andern auf, und ringt nach einer neuen Gestaltung, die durch und durch erschütterten Grundverhältnisse herzustellen. In den Frauen muß diese Umgestaltung, diese Wiedergeburt beginnen. In den Händen der Mütter liegt

der Faden einer edleren Zukunft. Mögen sie die geweihten, getreuen Parzen ihrer Töchter werden! Mögen sie die Last der Welt fühlen, die auf ihrem Schooße ruht, damit sie den göttlichen Beistand suchen! Mögen sie ihr eigenes Herz abwenden von der Eitelkeit der Welt, daß die wahre Welt eines hohen, stillen, liebevollen, deutschen Frauensinnes sich entwickele! Der alte Frühling der Minne blüht nicht mehr. Die Nachtigallen sind dahingezogen, die zarten goldnen Sonnennetze sind gelößt, die Farben sind heimgegangen. Lasset uns der Blüthe gedenken, — und Frucht tragen! Die süße Leidenschaft ist vorüber, — der Ehe innrer heiligster Sinn werde reif, und erneue das Leben!

Die romantische Zeit der Liebe und der Frauen glich der süßen, ersten, bräutlichen Isolation der in einander versunkenen Wesen; alles bezog sich ihnen nur auf sie; in der Ehe erwacht der allgemeinere bildsame,

gestaltende Sinn für die Welt; die belebende Liebe breitet ihre Mutterflügel.

2.

Jünglinge und Mädchen sind an sich in einem bräutlichen Verhältniß; sie leben in einem Brautstand, jener mit der Welt, dieses mit dem noch nicht individualisirten Gegensatze.

Das Leben der Frau fordert Beschränkung und erreicht seine Einheit bald, das Leben des Mannes kann sich mit seiner Liebe und Ehe nicht schließen, als Symbole des Höchsten umfängt und bildet er sie, ihm ist gegeben das Unendliche aufzusuchen und in demselben nach seiner Einheit zu streben. Wie die Erde von der Sonne das Bild des Universums empfängt wenn sich die Sterne verhüllten, so tritt die Frau durch den Mann mit der Welt des Unendlichen in Verbindung. Die weibliche Selbstsucht regt sich, wenn die Frau der Demuth gegen diesen

höheren Lebenswandel ermangelt, und das männliche Gemüth in der Beschränkung des eigenen Lebens zurückhalten will. Was die Periode der ersten Begeisterung ihrer Liebe, des ersten Schaffens von selbst bewirkt, löst der Geist des Lebens, für beide wohlthätig, im Geschenk eines Kindes auf. Das Kind ist die Frucht, welche die eigentliche erste, irdische Blüthe ihrer Liebe zerstört (so zerstört immer eine neue, erfreuliche Geburt des Lebens jede Liebeszeit der Menschheit, daß die Liebe in ihrer Frucht immer dauernder und vollkommner werde). Die Ehe blüht und reift nun der Ewigkeit entgegen. Die Leidenschaft ist gestillt, das mystische Verlangen der Blüthe beruhigt, Ältern treten in ein neues christlicheres Verhältniß zu einander, das schon der Brautstand (durch die Sehnsucht) und die Trauung (durch den Seegen) bezeichnete, und in Bezug auf diesen schönen Zustand der Seelenruhe, der wahren Würde und Heiligkeit der Ehen, ist unverlezliche

Sittlichkeit allein das, was die Ehe als reine, warme Flamme bewahrt.

Mutterschaft ist das Organ, durch welches die Stimme der Zukunft, der Welt, zu dem weiblichen Gemüthe tritt; hier ist es, wo sich die Liebe ihrer Selbstsucht am reinsten entäußert und der Frau ein stilles Wirken für das All angewiesen wird. Die Entzükkung bräutlicher Liebe auf Erden kann nicht dauern; der Mann in die süßen Bande des innig nach ihm Verlangenden geschlossen, die Frau das Abbild seines höheren Schaffens empfangend — beide werden durch die Erscheinung eines Dritten, eines Kindes, aus dem holden Traume geweckt, und erwachen zu einer irdischen Bestimmung. Die Welt kann nicht zugeben, daß zwei ihrer Wesen sich länger isolieren, als nöthig war, um ihr mit schönerer Gabe wiederzukehren. Des Kindes Unschuld ist gleichsam ein verkörpertes Gewissen der Liebe, das immer gegenwärtig ist; und süße Schaam verbietet der Liebe, sich in Gegenwart eines Dritten zu

enthüllen. Ehrfurcht vor dem Geist der eigenen Liebe soll die Liebenden ergreifen, die Ältern geworden sind. Schon im Worte Ältern verbirgt sich der Sinn eines plötzlichen Älterwerdens. Vieles im bisherigen Leben schickt sich nicht mehr für sie. Sie müssen entsagen, und eines himmlischen Glücks genießen. Die erste Liebe war ein süßes melodisches Ringen, ein Kampf, der sich mit der Erscheinung des Friedens, in Gestalt eines lieblichen Kindes endigt.

Gatten müssen sich innig die Hand reichen, im reinen Glauben beide einer höheren Liebe anzugehören, welche sie geseegnet und verbunden hat, daß sie gemeinschaftlich als treue Mitpilger den Pfad zu ihr wallen und in ihr alles hinfließe, was Selbstheit und Besonderheit der irdischen Liebe war. Was Gott hier verbunden hat, wird er bei sich nicht scheiden; in Ihm seyn ist einzig Verbindung, außer ihm ist alles eine Scheidung.

3.

Das ist die liebenswürdigste der Frauen, die in der Glorie der Mütterlichkeit die Demuth der Jungfräulichkeit bewahrt. Das Ideal einer Mutter ist nicht die säugende niederländische Malernatur, sondern ein Stral aus dem stillen Diadem einer rafaelschen Madonna. Maria ist das höchste Wort der Weiblichkeit, und diese Weiblichkeit der Madonna ist schwärmerischer, aber niemals reiner und man möchte sagen, praktischer dargestellt worden, als von Rafael. Darum stehen seine Madonnen zwischen den niederländischen und denen von Correggio in der Mitte, in der Mitte der Kunst und des Lebens; und darum schließen sich die schönsten altdeutschen Marienbilder ihrem Sinne nach an Rafaels Madonnen an. Wie er diese wahre Weiblichkeit bis zur Erhabenheit der Himmelskönigin, die ernst mit dem milden Kinde aus den Wolken tritt, auszusprechen wußte, das zeigt seine große Madonna

in der Dresdner Gallerie, und wie er die lieblichen Mütter zutraulich und heiter befreundet nach ihrem erhabenen Ideal blicken lassen konnte, das hat er in seiner Madonna della Sedia beurkundet. In Correggio's himmlischem Gemüthe spiegelte sich mehr die Milde der schon der Erde entrückten himmlischen Jungfrau, die sich in Guido's Kunst ganz in goldene Wolken verlor.

So erscheint uns im jungfräulich-Mütterlichen die wahre Krone der Weiblichkeit. Unter allen Frauen ziehen uns die am unwiderstehlichsten an, die dies Mütterliche offenbaren. Dies Mütterliche ist so tief in einem reinen, ächten Frauengemüth gegründet, daß es sich selbst als Herzensrichtung kund giebt, wo es sich nicht entfalten konnte; und darum können auch Unverheirathete, und kinderlose Ehen den Sinn des Mütterlichen dennoch üben und aussprechen, wo nur überhaupt der wahre Sinn in ihnen lebt und waltet.

In einer ächten Ehe erscheint die Frau mehr und mehr wie die pflegende, treue, zärtliche Mutter ihres Gatten, der Mann wie der Vater seiner Geliebten, und die innigste Verehrung des auf ein höheres Geheimniß gegründeten Verhältnisses ist das häusliche Glück. Eine Frau kann nicht höher und reiner lieben, als wenn sie den, den sie liebt, mütterlich liebt — wenn sie ihn geboren haben möchte und nun in seinen Armen sterben. In der Ehe soll jene Liebe walten, von welcher Johannes und Paulus sagen, daß sie allein das Himmelreich umfaßt.

Die Reise des Lebens.

Es giebt keinen Menschen, und keinen Dichter namentlich, von dem unbedingt zu sagen wäre, daß er im Fortgange seines Lebensgebildes nichts als das Fehlerhafte ab-

legt. Jede Jahrszeit hat ihren Sinn, ihre Blüthe, ihre Frucht, die nur ein höherer Zustand als unser gegenwärtiger, zugleich zu tragen vermag. Für uns hienieden muß nur alles so sich gestalten, daß uns kein Symbol des Strebens, in dem wir begriffen sind, abblühe, ohne den Keim eines immer volleren Symbols unserer Sehnsucht uns zurückgelassen zu haben; und dies ist die Zunahme des wahren Lebens in der Abnahme der äußeren Tage.

Wie viel mehr Kraft gehört dazu, in späterer Zeit seine Wärme zu bewahren und auszuströmen, wo sie uns die Welt entzogen hat, als in der Jugend die fröhlichen Funken und Strale aufzunehmen! In solcher Zeit beweißt es sich erst, welchen Gehalt der Mensch in sich trägt; in der Jugend warm und blühend zu seyn, ist allen Dingen eigen; aber die innere Wärme zu behalten und zu läutern, ist der Vorzug höherer Liebe. Ihr allein kommt ewige Jugend zu.

Mit der Flamme muß hier auf Erden beginnen, was Licht werden will; mit Leidenschaft, Schmerz und Begeisterung. Der milden blauen Wärme eines schönen Herbsttages, den der Kranz der Trauben und goldenen Blätter vereint umfängt, soll die Wärme eines edlen, gereiften Herzens gleichen. Das Herz reift, wie die Traube, zulezt.

Keine Zeit des Jahres sieht wohl unserem eigensten, reiferen Streben für dieses Daseyn, ähnlicher, als der Herbst. Es ist in ihm eine wohlthuende Wehmuth, eine befreiende Hingebung, eine einsame Innigkeit und Geselligkeit, eine heitere Sehnsucht, eine stille hoffnungsvolle Erinnerung, die uns recht als die wahren besseren Genien des irdischen Zustands erscheinen.

Dem Jünglinge erscheint das Leben noch ewig, ihm ist der Tod darum traurig und seine Vorstellungen von jenseits schlafen noch, er sieht in Schmerz und Tode den Riß, nicht die sanfte Brücke, sein Feuer verleiht

ihm Muth, den Abgrund nicht zu schauen, aber er sieht den Boden nicht, auf dem er Fuß faßen könnte. Wie wendet sich die Ansicht mit dem alternden Menschen um, dem Blatte gleich, das Abends die Seite, die dunkel nach der Erde gewendet war, nach oben kehrt! das Leben ist voll Wehmuth worden, und da ist die Freude, wo des Jünglings Trauer war. In Griechenland wurde diese Jugendzeit in der Menschheit gelebt, welche in der Sonne froh war und die Sterne nicht sehn konnte. Es ist nicht schwer, die ganze Geschichte des inneren Menschenlebens sich in den Umrissen solcher Zeiten zu vergegenwärtigen und diese Bilderuhr auf den Punkt zu stellen, auf welchen unser Leben weist als Zeiger in der Weltenuhr.

Die Kindheit hüpft, die Jugend tanzt durch das Leben, der Mann wandert hindurch, und der wahre Greis ruht auf demselben, und hofft, daß er die Jugend wiedersieht.

Der Mann lernte die Hindernisse begreifen, fester ward sein Wille sie zu besiegen, ernster der Sinn im Wandel, gemeßner der Schritt, die Überzeugung, nicht irdisch sei irgend ein Sieg zu vollenden, wächst mit der heiligern Kraft, und die Ergebung tritt neben die Bemächtigung. Dies ist die Zeit eines innigern, höheren Umgangs mit Gott, des wahren Verständnisses des himmlischen Erdenwandels des Erlösers, und einer Priesterweihe für das Mysterium des Lebens. Und so sieht der Greis denn die Blumen welken und die Blätter fallen, alle Formen, alle Gestaltungen seiner Liebe sich lösen, aber der Gehalt des Lebens leuchtet ihm als goldener Kern aus der tiefen Grube, in die er schon sein Lichtlein senkt, zum Garten wird ihm der Friedhof, er liest die Inschriften auf den Denkmalen des Lebens, selbst nichts mehr als ein Gedächtniß der Zeit und eine Verkündigung der Ewigkeit, und vertauscht dankbar und geseegnet das Land seines Alters mit dem Lande seiner Jugend,

der stille Nachen des Sarges trägt ihn hinüber, aus der Fremde in die Heimath, und das Ruder ist das Kreuz, das jenseits, im Boden der Heimath, ausschlägt und zum Baume des Lebens wird, unter dessen Schatten und Blüthe alles sich wiederfindet, was hier sich geliebt.

3.

Naturstimmen der Sehnsucht. Die Jahrszeiten.

Der Natursinn und der Menschengeist stehn so zusammen, wie der Leib und die Seele. Sie empfinden sich verbunden, aber sie verstanden ihr Band nicht mehr deutlich; denn vielfach ist eine Fessel aus dem Bande geworden, das sie vermählte. Sie sollen die Fessel sprengen, ihre Enden in Flügel

verwandeln, und zum Diadem der ewigen Sonne heimschweben.

Sehnsucht nach dem Mysterium der Natur ist Antritt der Wanderschaft zur Heimath.

Unseren Leib und die Natur werden wir zugleich verstehen lernen.

Voll von kindlichem Wesen und mütterlichem Trost ist der erste Anblick der Natur. Liebliche Blumen, freundliche Kinder, wiegen ihre Häupter im weichen Sonnenhaar und blicken aus hellem Thaue uns an. Das beginnende Naturgefühl ist ein Zustand von Kindheit und idyllischem Behagen. Der Frühling lacht uns an, der Herbst und Winter betrübt uns. Wir werden älter, je mehr wir diesen oberen Schleier heben. Was die vereinsamte Mutter dem Kinde verbarg, das sagt sie dem herangewachsenen Freunde, und es verschmilzt ihre Sehnsucht, in bräutlicher Liebe und Hoffnung.

*

Auffallend verschieden ist der Character der Naturliebe des Alterthums und der christlichen Zeit. Das Alterthum wurde kindlich eins mit der Natur und kannte nichts Höheres über ihr; die christliche Stimmung vereinsamt sich in die Natur, und sucht dort den Geist auf, nach dem das innerste Wesen der Natur sich sehnt.

*

Der Frühling bindet immer von neuem an die Erde: er erfüllt uns mit einem prophetischen Gefühl des Besitzes und Bleibens, wir sind im Frühling auf die schönste Weise irdisch gesinnt, es ist dem Menschen, als ob er göttlicher würde, das Thier wird menschlicher, die Blüthe geräth in animalische Bewegung und im Starren regt sich ein feuchtes, pflanzenartiges Streben. Ein flüchtiger Kuß macht der vergossenen Thränen vergessen. Man liebt und hofft. Es ist die Zeit der Sehnsucht nach einer allgemeinen Sprache, nach dem verlorenen Wort der Na-

tur; die Erde besingt ihre Liebe, versinkt begeistert in den seligen Traum, und vergißt, daß sie nur träumt.

*

Den ländlichen Menschen, deren Beschäftigungen der Sommer begünstigt, geht es wie den Pflanzen im Luft- Sonnen- und Thaugenuß an der Erde; sie wissen nicht, wie glücklich sie sind. Ihnen ist noch nicht, wie dem höheren Menschen, die Thätigkeit zum Genuß geworden! Schöner Süden, der dieses menschliche Sonnengefühl begünstigt, wo alles zum Genusse wird, die Natur dem Menschen wie zum Fest entgegenkommt! Herrliches Italien, dessen idyllische Gärtner die Wirthe im Auftrage der Natur machen und ihren Gästen das glückliche Füllhorn bieten! Der Süden ist das alte Götterland auf Erden — und dennoch ist der Norden mit seiner Entbehrung, seiner Sehnsucht, seiner Läuterung, eine so tiefliegende Region des Bedürfnisses und der Rettung

für den Erdenzustand, worin sich die Menschheit befindet! Der Genuß an sich ist nicht mehr die Sphäre unseres Lebens; sondern das Streben, die Thätigkeit; nordwärts zeigt der Magnet unsers Lebens unverrückt, bei den Stürmen auf dem Meer unseres Schicksals. Der Süden wird uns so leicht zur Insel der Circe. Die ewige, dichtrische Sehnsucht nach Süden ist unser Blick in die Heimath; aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir noch in die Fremde gehören und daß uns auf dem Meere, wo wir steuern, der Genuß zum Labsal und zum begeisternden Tranke, aber nicht zur Sirene werden soll. Einst ist die Entbehrung bestanden, und der wahre Süden öffnet auf ewig die Arme.

*

Das allgemeine Sonnengefühl ist ein Hauptsymbol aller Weltempfindung. Jedem höheren Augenblicke des wahren Lebens liegt das Streben, die Wärme einer Sonne aus-

zustralen oder zu empfangen, zum Grunde: das innerste Streben ist, der Sonne gleich zu seyn, dem Bilde der Gottheit. Darum durchdringt uns der edelste Wein, als schiene die Sonne im Innern der Brust; in jeder Umarmung will man Sonnenwärme geben und empfangen; Sonne seyn und Sonne fühlen, ist das Ideal der Liebe, der Hingabe und der Freude; in der Sonne ruhen, ist das Gefühl der Liebe und Heimath in Gott, und darum ist die Traube ihr herrliches Symbol, der, von der Sonne durchdrungen, der Wein entquillt, der wieder Sonne im Menschenbusen verbreitet.

*

Eine Characteristik der Jahreszeiten, aus dem Innern des Gemüths, der Liebe und Poesie hervorgegangen, wird immer allegorisch seyn, denn wir werden und sollen in den Jahrs- und Tagszeiten die Bilder unsers Lebens, des Kreislaufs der Geschichte und alles Irdischen finden. Es ist das Zei-

chen einer hohen Vollendung des Gemüths und Lebens, die Vorliebe für einzelne Jahrszeiten abgelegt zu haben, jeder ihren tiefen Sinn in stiller freudiger Sehnsucht abzugewinnen und in einer jeden eine Seite des eigenen Wesens in tausendfachen Beziehungen wiederzufinden.

*

Am wenigsten ist noch die Bedeutung des Sommers verstanden worden. Er ist gänzlich von den drei anderen Jahreszeiten unterschieden, die nach den klimatischen Abweichungen in längeren oder kürzeren Zeiträumen ihren Character aussprechen, oft fast ganz zusammenfließen, u. s. w. Der Sommer steht diesen drei Zeiten, als Symbol alten Elements des Ewigen, des Seyns, gegenüber. Der milde Südhauch, der alles umfängt, der dunkelblaue Himmel, der Friede der Luft, die Ruhe der Schöpfung im Anschaun ihrer Sonne, alles im Sommer deutet auf den strömenden, allgegenwärtigen

Liebesathem des Ewigen, in dem alles Leben fühlt, daher unser Aufleben, wenn wir südwärts ziehn, wo des Gefieders Heimath ist.

*

Im Herbst, wo die bunte Lust der Erscheinungen vor unseren Augen abstirbt, wendet sich die Welt ins Gemüth zurück, eine stille höhere Innigkeit ergreift uns und wie in der Nacht das Sternenlicht, tritt uns das Unvergängliche, Ewige, Heilige, näher und rührender zum Herzen, das Todesgefühl der Erde wird zur Sehnsuchtsfeier, und das Gemüth sucht in Gott den Quell ewiger Liebe und Freude. Dies ist eine auffallende Verwandschaft des Herbstgefühls mit dem Gemüthszustande des reisenden Menschen; darum tritt auch dieser erst vom äußeren Anblick in's Innere der Bedeutung des Herbsts.

Der Herbst bedeutet nicht, wie der Frühling, das Höchste, das Erfreulichste; er ist

das wahre Sinnbild unseres Zustandes, unserer Sehnsucht; er bedeutet das Sinken und Rückstreben zum schöneren Daseyn auf der Schwinge des Schmerzes und der Hingabe; die verzehrend befreiende Flamme. Der Frühling ist jedem Wesen verständlich von ewigher; noch in seinen letzten Ahnungen in untergeordneten Wesen strömt der liebliche klare Quell; er ist ein klares Geheimniß; aber der Herbst ist ein dunkles Geheimniß; Wein, nicht mehr in der durchsichtigen, fröhlichen Traube, sondern in der Kelter.

Der Herbst ist die Flamme des Abendroths der Natur; die Sehnsucht sinkt hinein, die Asche weht, der Phönix wird geboren. Die Berge, die Thäler tragen purpurne Flammen. Die Todesverklärung zeigt das innerste Wesen des Grüns, der Hoffnung; es leuchtet als Sonnengold, als Kind der Sonne. Die Augen der Traube füllen sich mit heiligen Thränen. Sie gießen die Libation auf die Opferflamme. Die Vö-

gel reisen, die fremden Gäste verlassen die fremd gewordene Welt.

Der Herbst in einer schönen warmen Gegend verhält sich zum Absterben der Natur in einer einsameren, wie die Todesmienen des blühenden Jünglings zum Antlize des abscheidenden Alters. Nach Süden hin verlieren Herbst und Winter (gleich den Gespenstergeschichten und Zaubermährchen) von ihrem Schrecken, wie der Tod auf dem schönen Jugendantliz seine Geniusnatur abstralt. Aber das eigentliche Verstehen des Herbsts und Winters, ja selbst des Frühlings, liegt dennoch nordwärts zu. Der Süden ist der Sinn des Sommers, sein Baum ist darum jener, der zugleich Blättor, Blüthen und Früchte trägt.

Die lezten warmen Herbsttage sind den ersten Frühlingstagen verwandt, wie der Tod der Zeugung. Die Wiesen sind das erste und lezte Grün, und das Grab des Jahres schmücken oft die Frühlingsboten der Auferstehung des Lebens, Veilchen, und andere Blumen.

Die Sonnenkronen der Bäume sind Zeichen des vollendeten Lebens im Angesicht der Sonne. Das Ziel, der Sonne nachzustreben in ihrem Wesen, ist erreicht, so weit es die individuelle Kraft vergönnte. Der Blüthenkranz im Frühling bedeutet die Jugend der irdischen Liebe, aber jene goldene Glorie, dies verklärte Todesantliz der Bäume, durch welches die stille Freude der kindlichen Früchte hervorschimmert, ist ein rührendes Symbol himmlischer Liebe, Schmerz und Sehnsucht verstehen das selige Zeichen.

Die Einsamkeit des Herbstes stralt ein himmlisches Licht; eine selige Blume steigt aus dem Scheiterhaufen der gesunkenen Blätter. Das Gemüth bereitet sich auf das Weihnachtsfest. — So muß sich alles, am Ende der Zeit, aus eigener Sehnsucht und Liebe, dem befreienden Tod entgegensenken, die Erde, die alle ihre Kinder in ihren Schoos verborgen hat, sich der Wintererstarrung unterwerfen, mit der ewigen Lampe am innersten Herzen; — in der Nacht wird

der Lebensstern geboren, sein Licht, sein Hauch erneut das erwartende scheintodte Leben, — der Winter ist überstanden, und das verklärte Daseyn erwacht, zu höherer Liebe und Schöpfung. Es ist Frühling! —

Darum seh' ich euch ruhig kommen, ihr trüben einsamen Spätherbsttage; ich grüß' euch im Gemüth; längst hab' ich so den Schmerz als einen stillen, reinen Freund gegrüßt. Wir freuen uns der reifen Trauben, und halten das heitere Todesfest. Der Jäger verliere sich im Dickicht des Waldes; ich will nur die Abschiedsklänge der Hörner vernehmen. Wie betrübt war ich sonst, wenn die verbleichende Zeit sich die Kränze vom Haupte nahm, die bunten Lichter schwanden, die Töne alle verstummten! Man tritt euch sinnvollen Tagen immer näher. Wie nach einem sanften, klaren Tode sehnt man sich nach euch. Ist nicht der Herbst ein blauer Tod? Willkommen ihr ziehenden Fäden, umspinnt mich, und webt mir der Vergangenheit Bilder. Die Geister meiner

Lieben warten auf den Herbst, sich mir wieder zu vereinen: es hatte mich in's Leben hinausgezogen, zur herrlichen Anschauung. Im Herbst erwacht die innere Welt, und lesbarer wird die Schrift der erglühenden Sterne. Und was ich im Sommer Göttliches eingeathmet und geschaut, das wirk' ich nun und schaff' es bei der stillen Lampe, und am einsamen Herzen ist Wärme und Licht.

So sei mir denn freundlich gegrüßt, o Herbst! mit dem goldenen Todeskranz und der heilig glühenden Fackel, ein stiller Genius der Sehnsucht!

*

So beschwerlich und unangenehm die Zeit des Winters für die Sinnen ist, und so ganz nur zu unserem Erdenzustand, dieser wiedervereinenden Trennungszeit! gehörig, so glücklich entfaltet sich in ihr die Welt des Gemüths, und befreit dasselbe von fremdartigen Eindrücken, um es desto inniger und

ungetheilter in eine stille Heimath der Liebe, der Andacht und der Wirksamkeit zurückzuführen. Das Werk der Sehnsucht, und Endlichkeit, das Sterben, ist nun umher vollendet, vom Herbst sind keine Spuren mehr, als in der fruchtgefüllten Kammer, im gährenden Faß; die Zeit ist zur Ruhe gekommen und das Ewige schafft still in ihrem Schooße. Bei der magischen Lampe des Winters gedeiht nun das innige Werk des Geistes, und die Gemüthlichkeit lenkt das mährchenhafte Spinnrad der einsamen Zeit. Der Winter ist eine Christnacht voll himmlischer Sterne. Die heimgekehrten Kinder ruhen der Mutter am Herzen und harren der Auferstehung des Lebens. Der Frühling war der Morgen, der Sommer der Mittag, der Herbst der Abend, der Winter ist die Sternennacht des Jahrs. In der Nacht sieht die Erde den Weltraum mit seinen Sonnenunendlichkeiten von Angesicht zu Angesicht. Wir alle empfangen von der Nacht mit ihren Sternen ein höheres Welt-

gefühl, wir empfinden uns im All, der Gedanke des Unendlichen ist in leuchtenden Keimen vor uns hingesät und es umfängt uns der Sinn einer heiligen Nähe, alles Ferne, Geliebte, Getrennte, fliegt an unser Herz, wir erkennen uns wieder.

*

Es ist sehr tröstend, daß die Saat das einzige lebendige Grün im Winter, im Todesschlafe der Jahrszeiten bleibt.

*

Das Gefühl von der Vergänglichkeit alles Irdischen ist ächt tragischer Natur, d. h. die höhere Natur im Menschlichen erhebt sich freudig über alle äußere Vernichtung und die Ewigkeit in uns besiegt die Zeit. Was kann das Herz mehr erheben, und die Sehnsucht freudiger erfüllen, als dies Gefühl der allgemeinen Zerstörbarkeit, in der allen Wesen die Freiheit wird, sich dem höchsten Leben mehr und mehr zu nähern? Alle Fort-

schritte in der Natur sind auf diese Zerstörbarkeit gegründet. Das irdische Vernichtungsgefühl, zum Bewußtseyn gekommen, ist eins mit der Sehnsucht ins Unendliche, nach Gott, und ewig deutsam für unser Streben von der Erde zum Himmel, wird die Sage vom Phönix bleiben, der die eigene Sehnsucht zur verzehrenden Flamme schürt, daß ihm die unvergängliche Liebe geboren werde.

Es giebt hienieden keinen Lebensstoff ohne Todeskeim, und keinen Todesstoff ohne Lebenskeim; Tod und Leben sind die Geister Einer Zeugung, Einer Geburt worden, sie schauen das Eine Angesicht des Lebens, und tragen auf ihren Flammenflügeln das Verendlichte, abwechselnd, oder vielmehr gemeinschaftlich, höher und höher empor.

*

Das Grab ist die geheimnißvolle Wohnung eines Alchymisten.

Die stille Geburtsarbeit der Verwesung ist, als ein ächtes Geheimniß, billig von einem Schauer umgeben, der alle lebendige Wesen von ihm abhalten soll; die Athmossphäre des Todes umhüllt das Saamenkorn einer höheren Ordnung, das wir dem Boden anvertraut haben; die Lebenden sind hier noch Profane; die Hülle dieses Schauers ist der wahre Schleier der Isis.

*

Es ist für das dichtrische Gemüth ein beengendes Gefühl, wie die Menschen den sanften, sehnsuchtsvollen, im innersten Wesen heiteren Genius des Todes entstellen. Die Furcht und das böse Gewissen sieht Gespenster, wo das Vertrauen befreundete Wesen erblickt. Es ist traurig, daß der Tod in die Welt kam; aber das Geheimniß alles Irdischen, das ohne dies Geheimniß ohne Ausnahme traurig bleibt, ist, daß uns Gott die Kraft gegeben, jede finstre Hülle, die über uns sank, durch hingebende Anstrengung

unsers Willens in einen Flügel zu verwandeln, und uns so durch denselben Zustand, der uns als Zeichen unserer Gesunkenheit und Verendlichung umgiebt, zu befreien und emporzuheben. Schuld rief den Tod in die Welt; aber Gottes Liebe läßt ihn einen Wohlthäter seyn, der jeden, der sich wahrhaft sehnt, mit sanfterer Stimme und mit dem Angesichte der Jugend ruft. Aber nur die Sehnsucht erkennt die Wohlthat, dem ins Irdische Versunkenen bleibt die Nothwendigkeit noch starr und eisern, und so ist ihm auch der Tod noch eine Strafe und Qual, oder ein betäubender Schlummertrank. Für die Irdischen ist alles ein todtes mechanisches Gesetz, für die Sehnsüchtigen ist alles Irdische voll Hoffnungen der Befreiung.

Die Menschheit ist reif, wenn sie der Anblick des Todes, des Herbstes, die Ahnung von der der Erde einst bevorstehenden Todeserstarrung als Übergangsperiode, nicht mehr schreckt und betrübt, sondern der unendlichen

Sehnsucht als Bothschaft aus der nahenden, tagenden Heimath erscheint.

Das Reich des Todes ist aus, seine lezte Verwandlung hienieden ist gekommen, wenn wir, mit seinem befreienden Ruf einverstanden, ihm bei seiner Erscheinung freiwillig und dankbar die Hand bieten. Ein solcher allgemeiner Wille der Hingabe wird einst die ihres Irdischen schmerzlich entkleidete Welt ergreifen, in der fernen Zukunft schläft die Mythe des Phönix, die Welt stürzt sich in die verzehrenden Flammen der Liebe, Gott zündet den Scheiterhaufen der veralteten Welt an und der Phönix ist ein neuer Himmel und eine neue Erde, schwebend im Sonnenglanze des göttlichen Lichts.

V.

Die Befreiung.

(Religion und Liebe.)

Glauben, Schmerz und Liebe.

Gefühlsschmerz ist himmlische Blüthe zu einer reineren Stimmung, die schon hienieden unzertrennlicher mit allem Lieben und Guten uns vereinigt. „Unglück," sagt Novalis, „ist Beruf zu Gott." Wie viele verfehlen den Beruf und schlagen den Weg ihres wahren Unglücks ein, weil sie den Schmerzensweg Gottes verschmähn, auf welchem Christus eines jeden Mitpilger seyn will. Wo der Vater seinen Liebsten gehen sah, da kann der Mensch getrost nachfolgen, denn der Vater muß den Weg kennen, der zu Ihm führt.

Den Schmerz als Wohlthat, als Flügel, als Stimme, die zur Heimath ruft, be-

trachten, das kann nur ein auf Gott gerichteter und von Liebe zu Gott erfüllter Sinn; und so lag in jener uralten Ansicht, (z. B. in Indien) welche im Schmerz die läuternde Flamme fand und aufsuchte, eine tiefsinnige Ahnung von der wahren, wieder zu Gott führenden Bedeutung des Schmerzes, die im Christenthum Licht ward.

Friede sollen wir haben; aber nicht Ruhe.

Die erste zarte Jugend kann den Schmerz noch nicht tragen; und da der Mensch in die Welt gesendet ist, um den allgemeinen Schmerz überwinden und verklären zu helfen; so muß unsere Kraft geschont und nicht untüchtig zum Siege gemacht werden, bevor sie dem Widerstande gleich geworden. Darum stellt der Vater erst lauter Freuden um uns her, bis wir die Stärke erlangt haben, mit dem Schmerze zu ringen. Die Gestalt des seegnenden Christkindes lächelt uns zuerst ins Leben hinein, und verwandelt sich allmählich erst in die ernstere Gestalt voll

Schmerzen, damit wir nicht vor dem Pfad erschrecken, den wir an ihrer Hand wandeln sollen. — Der Jugend Natur ist Freude und Blüthe, der Schmerz ist ein Freund, der uns erst später noth thut, und den wir wohl erst als Feind kennen lernen, bis wir ihm als Gefährten die Hand zur Heimreise reichen. Das Alterthum konnte den eigentlichen Schmerz noch nicht kennen, und es wäre unrecht, ihm den Mangel der Wehmuth zum Vorwurf zu machen; wie man überhaupt immer ungerecht gegen das Alterthum bleibt, so lange man nicht in ihm den Character der eigenen Jugend wiederfindet. Der frühere Orient war die selige Kindheit, das Mittelalter war die erste Liebe u. s. w.

Man muß sich darüber freuen, wenn Menschen sich an etwas recht aus vollem Herzen ergötzen, etwas recht aus vollem Herzen beweinen, wenn ihnen irgend ein Glück, ein Mensch, ein unbedeutendes Verhältniß zur Poesie geworden ist; denn es ist ein

Zeichen einer gewissen Kindlichkeit, einer Unschuld des Gefühls, welche eine bessere Zukunft im Gemüthe verspricht. Viele Menschen kennen das wahre Glück noch nicht aus Erfahrung, sie fassen das irdische Glück im Wahne, das Höchste zu halten, in die Arme, Gott bewahrt ihnen eine Art Kindlichkeit bei ihrer Täuschung, und läßt dies Glück dann allmählich vor ihnen zerfließen, damit sie zu dem Bessern gelangen. Man muß die Menschen nicht immer im Genusse dieses Glücks stören wollen, ehe sie einen Begriff von dem anderen haben; wir können nichts thun, als die Herzen mit sanftem Winke auf diese Führung vorbereiten. Das Leben ist eine progressive Erziehung (man sehe, was bei dem Fragment über Kindheit und Jugend von der Erfahrung gesagt ist), die Gott immer unmittelbarer übernimmt, wo nur der Funke des Kindlichen im Menschen geblieben ist.

Oft faßt eine Sehnsucht dich an, eine andere, unaussprechliche Sehnsucht. So er-

hebt sich plötzlich ein glühender Wind in der Nacht, und bewegt die Lorbeerarme, — so treten mit einmal die heiligen Sterne hervor. Du möchtest weinen und fühlst keinen Schmerz, oder du fühlst ihn, und es thut dir wohl, daß du ihn als Sehnsucht nach der unendlichen Erfreuung empfindest. Gieb ihm deine Thränen, deine Blicke, dein Herz! Du bist besser mit diesen Wunden, mit dieser Anlage zur ewigen Heilbarkeit. Die Verwundbarkeit in dir klage nicht an, du hast nur ein leiseres Gefühl von der Bedeutung der Wunde, die alle schmerzt und dein Blick richtet sich zum Himmel. Selig sind die Sehnsüchtigen! Gott sehnt sich nach ihnen.

Es giebt für den Menschen eine zweite Kindheit. Diese zweite Kindheit des Herzens hienieden, ist die Sehnsucht.

Liebe die Freude mit Sehnsucht, so verstehst du Gott in ihr; wie du umgekehrt den Schmerz mit Freudigkeit empfinden sollst.

Die Liebe zu Gott schließt keine Liebe unsers Herzens aus; sie schließt sie vielmehr auf und in sich ein.

Wie könnte nur wahre Gottseligkeit traurig machen, wie so viele Weltkinder meinen? Wer so recht von Herzen sich dem Glauben der Lieb' in die Arme wirft und sich von seinen Armen mütterlich umschlossen fühlt, der muß ein harmloses fröhliches Kind werden.

Es ist ein anerkannter Satz, daß niemand ohne Schmerzen den Himmel wieder sieht. Aber das richtige Verhältniß dieser Schmerzen zu uns, ist nicht allen bewußt. Es erscheint bisweilen als eine Laune, ein Einfall Gottes, festzusetzen, man müsse erst Schmerzen leiden, ehe man in seinen Himmel komme. In Gott ist nichts Laune. Schmerzen sind Trennungs- und Losreissungsgefühle, die in uns selbst liegen, und sie sind so wenig etwas anders, als die Wärme ein Körper für sich u. s. w. Sie kommen nicht von Gottes, sondern von unserer Willkühr her; sie sind Bedingungen des Zustandes, worin wir uns erblicken.

Das rechte Freuen auf Erden ist der ersten Beschränktheit unserer Empfindungs- und

Denkweise eigen; es ist besonders das Glück der ersten Jugend, einer untergeordneten Lebensart, eines kindischen Sinnes, u. s. w. Manche Freude trübt sich uns, wenn wir weiter kommen (bis sie sich später wieder anders aufhellt); wir verlieren für so manchen kleinen Genuß, der andere in erwartender Spannung erhält, allen Sinn, fast die Geduld, es treibt uns weiter, das Gefühl des Bleibens ist uns vergangen, das der Wanderschaft nach einer anderen Heimath hat uns ergriffen; gegen diesen Verlust an Freude gewinnt aber das Leben durch eine heitere Vertrautheit mit dem Schmerz; er trifft eine geübtere Kraft in uns an und verwandelt sich daher auch in ein anderes Wesen, während er die frühere Freude unaufhörlich feindselig bedroht. Je veredelter die Feinde, desto näher sind sie daran, sich Freunde zu werden.

Freude ist eine Flamme, die weit mehr verzehrt, als der Schmerz, weil sie, der Stral aus anderer Sonnenwelt, dem Irdi-

schen zum Blitze wird, der es hoch entzündet; und schon darum müssen wir den Schmerz als ein Gegengewicht betrachten, das uns auf der Erde erhält, bis wir sie gefördert haben.

Auf den trüben Wolken des Schmerzes bildet sich ein Regenbogen, wenn die Sonne der ewigen Liebe dem Menschen stralt. So wurde die Peripherie unsers Lebens, ihrem Centrum entfremdet, zum trostreichen Regenbogen, als auf die Grundlage des Schmerzes das Auge und Herz der Gottheit die Fülle seiner Liebe stralte.

Es giebt Augenblicke und Stimmungen, wo wir auch der Liebsten und ihres Verhältnisses zu uns, nicht ohne Bangigkeit, Ungewißheit und Zweifel denken können. Der Mensch ist nicht immer seiner selbst gewiß, geschweige denn Anderer; auch die Freundschaft, auch die Liebe, hat ihre Stunden der Anfechtung und der Trübheit. Wie ganz anders ist das alles im Umgange mit Gott!

Da ist der Himmel, wo Gott wohnt. Darum, hat er Wohnung gemacht in deinem

Gemüthe — so wohnt dir der Himmel bei. — Du wünschest in den Himmel zu kommen? — Liebe! glaube! und er kommt zu dir.

So lange sich dir nicht alles auf Gott bezieht, so lange ist dir dein Leben eigentlich todt. Du hast kein Centrum, lauter Einzelnheit, die sich in sich selbst verzehrt. — Der göttliche Vater hat und kennt keine Stiefkinder, aber die Menschen behandeln ihn meistens wie einen Stiefvater, von dem sie nicht wissen, wie sie zu ihm kommen.

Wahre Herzensthränen sind eine Botschaft, die das Herz heraufsendet, daß sich eine Verhärtung in ihm löse. Solche Thränen werden von Gott gezählt. — Thränen sind ein Fließendwerden des Irdischen. Ein erweichtes Herz kann nicht ohne Thränen seyn, wenn sie auch nur auf dem stillen unsichtbaren Grunde bleiben. Die Thränen im Herzen sind wie das leuchtende Wasser im Edelstein; weiche Phosphorflammen. Die wahren Herzensthränen verbirgt man aus demselben Gefühl, aus welchem sich ein

schwangeres Weib verhüllt, bis sie geboren hat.

Man stirbt allemal, wenn man einen Schleier hebt, aber eines seligen Todes.

Sündhaftigkeit ist ein religiöses Gefühl, ein Blick auf die Fremde, die von der Heimath trennt, eine Ahnung von einem höheren Leben. Das Gewissen zeigt sich immer als der aus der Tiefe emporblickende Genius, der mit unverwandtem Blick die Entfernung von der Heimath abmißt.

Das Wesen der Sünde ist die Entfernung von Gott. Die Sünde wäre nicht Sünde, wenn sie nicht von Gott entfernte. Weil in Gott seyn allein das ewige Leben ist, darum gebiert die Sünde den Tod, und nur der Tod kann dann wieder des Lebens Keim erzeugen. Und darum ist das Christenthum die Religion der Sündhaftigen, weil es in allem dahin geht, die Trennung von Gott aufzuheben.

Das Gefühl wahrer Sündhaftigkeit ist, in jedem Fehltritt eine Untreue an der göttlichen Liebe zu bereuen.

Die eigentliche Strafe jedes Unrechts ist die Furcht (der im Gewissen entzündete Zorn). Dies nimmt zu, je weiter man kommt; je mehr Vertrauen man empfand, je peinlicher wird der Eintritt eines solchen Verhältnisses zum Himmel. Die leiseste übertretung bestraft sich durch das Gefühl einer Entfremdung von der seligen Heimath in Gott; diese Entfremdung ist nur von unserer Seite da, weil sie bei der Liebe nicht statt finden kann, dem unverrückten Centro; und sie ist in uns nichts als Furcht vor der Liebe, das drückende Gefühl, des Zutrauens zu dieser immer anwesenden Liebe, als die Kindlichkeit einflößt und des Lebens immer tiefer gehende Erfahrung heiligt, nicht würdig zu seyn. Man fühlt sich nackend und sucht nach einer Umhüllung. Man verbirgt sich vor dem, worin man geborgen war. Dies Gefühl, außer ihm seyn zu können, ist der Tod.

Diese Furcht muß in uns getödtet werden. (Der lezte Feind, der überwunden

wird, ist der Tod). Sie ist der Nachhall des Willens der Untreue. Das Christenthum ist der Glaube der Liebe, der Glaube an die Menschlichkeit der Liebe. — Es kommt nicht darauf an, wie viel Gebrechen du an dir fühlest; sondern wie vertrauend du dich damit zu deinem himmlischen Freunde wendest; denn er hat vorzüglich zu denen, die ihrer Mängel Last tragen, gesagt: Kommet her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid; Ich will euch erquicken! —

Viele sehn die Sünde weit mehr als ein Hinderniß ihres Glücks an, (wohin auch der Vorzug des Bewußtseyns moralischen Werthes gehört), als daß sie dieselbe als Trennung von Gott empfinden. Selbst der Glaube, Christus ist gestorben, die Sünder zu erlösen, kann darum ein ganz todter Glaube bleiben. Denn wenn ich wahrhaft Gott unaussprechlich und als meine wahrste Liebe liebe, so wird mich die Sünde, die ich in mir wahrnehme, viel weniger erschrecken, als betrüben.

Es fällt den Menschen so schwer, sich in das wahre Verhältniß zu Gott zu versetzen, weil sie, von der eigenen Abhängigkeit ihres entarteten Willens umgeben, nicht von dem Gedanken eines Zwanges ablassen können, mit dem es verbunden seyn soll, Gott zu lieben, weshalb der Ausdruck Gottesdienst von ihnen erfunden worden ist. Darum lassen sie auch diesen so gern von dem Priester verrichten, und behalten sich das übrige Leben vor. Und darum ist ihr ganzes Leben todt, weil sie es denkbar und bequem finden, daß irgend etwas außerhalb Gott sei; weil sie mit dem Irdischen zäh und träge zusammenhängen. — Gott will gar nichts anderes, als daß wir die Vereinigung mit ihm wollen. Wir sollen im höchsten Sinne nichts, als wollen. — Aus Gott kömmt Freiheit, zu Gott strebt die Freiheit. — Hingabe in Gott ist der Act wahrer Freiheit, ist wahrer Wille. — Wer mag von dem unabhängig seyn, was er liebt? Wer hat in der Liebe einen an=

deren Willen, als von dem Geliebten unzertrennlich zu seyn? Was uns magnetisch nach einem geliebten Menschen hinzieht, uns ihm oft durch weite Räume nachführt, sollte uns das nicht immer näher zu dem Lichte hinziehn, welches der Urquell aller Farbenspiele süßer, sehnsuchtsvoller Liebe und Hingabe auf Erden ist?

Es ist kein Zweifel, daß Freiheit das hohe Geschenk ist, das Gott dem mitgiebt, was ihm entströmt. Das unmittelbar aus Gott Kommende ist erfüllt von Freiheit, denn es lebt in dem Willen, in Gott zu seyn und Ihn in unendlichen Offenbarungen sich selbst wiederzugeben. Nur die Entfernung von Gott, vermindert degressiv die Freiheit, und so entstand das irdische Verhältniß, von welchem wieder progressiv zur Freiheit vorzustreben, wir von Gott selbst der sich nach uns sehnt, aufgefordert wurden. Wir haben unsere Freiheit verloren und wir sollen ringen, bis wir wieder zu der göttlichen Region hingedrungen sind, bis

sich die elliptische Schwingung unseres Lebens wieder in eine wahrhaft peripherische und concentrische um den Mittelpunkt des Seyns verwandelt hat.

Nur die Terminologie derer, welche die Willenslosigkeit für das vollendetste Streben erklären, wirft einen Schein auf ein Misverständniß in ihnen selbst. In der Sache ist Grund und Richtigkeit. Freier Wille des Menschen ist nur der, welcher nichts anderes will, als was Gott will, der es aus höchster Liebe, aus Bedürfniß will, — höchste reinste Selbstthätigkeit, wahres Handeln; der wahrhaft freie Wille kann nichts wollen, als Gott. Von allem anderen Willen soll man frei werden; dies wird allerdings unrichtig Streben nach Willenslosigkeit, nach Selbstvernichtung, nach Selbstverläugnung genannt, indem es der Herstellung der Freiheit und des wahren Ichs in uns gilt.

Das Evangelium der Trägheit, Leblosigkeit und Unpoesie ist dasjenige, welches alle

Kraft zum Guten im Menschen läugnet und ihn nicht durch Erweckung des inneren Funkens zur Flamme, sondern nur durch eine gewaltsame Einwirkung in die Möglichkeit eines Triebes zum Guten und Göttlichen setzt. Wie anders lautet die merkwürdige Stelle: „in den Frommen bist du fromm, und in den Verkehrten bist du verkehrt (anwesend).“ Schläft nichts Göttliches a priori in mir, so kann nichts Göttliches in mir (als Individuum) erweckt werden. Erweckt muß es aber immer werden, und das ist die Gabe des heiligen Geistes.

Das Sollen dauert nur so lange, als das wahre Wollen fehlt. Das Sollen beweißt die Beeinträchtigung unserer Freiheit; aber von einer ganz anderen Seite her, als wir gewöhnlich meinen. Das Sollen geht immer darauf aus, uns wieder frei zu machen; und diese Verklärung des Willens zur Freiheit, die nur in der Liebe seyn

kann, ist der eigentliche Glaubensartikel des Christenthums.

Der bessere Wille in uns versetzt sich in den leidenden Zustand der Sehnsucht, um ihn zur Basis eines unendlicheren Triebes nach Vollendung zu machen, nach Aufhebung der schmerzlichen Trennung. Indem ich meinen Sinn dem Höheren hingebe, verhalte ich mich durchaus nicht blos leidend; ich erhebe mich über die Objecte, ich stelle mich über sie, ich reiße mich los: und sogleich beginnt das Streben, das Göttliche in einer neuen, höheren Potenz aus mir für das Äußere zu realisieren; denn mit der Liebe zu Gott wächst die Liebe zur Welt. Hier scheidet sich die ächte Sehnsucht so bestimmt von jenem getrübten Verlangen das immer tiefer und verzauberter in's Irdische versinkt; hier scheidet sich das wahre Streben nach dem Äußeren (das immer voller aus Innen schöpft) von dem falschen.

Das Gott Mensch wurde, war an sich ein Leiden. Daß er l e i d e n w o l l t e (das

unendlich und einzig durch sich selbst active, passiv werden): war die höchste Äußerung, die in der Liebe seyn kann. Daß Auserwählte unter uns, die wir ob unseres verkehrten Willens uns an uns selbst so tausendfach passiv verhalten, in unsere unvermeidlichen Schmerzen willigen, kommt mit dem Opfer Gottes in keinen Vergleich; denn Gott erwählte aus Liebe das, was außer seinem Wesen war, er ergab sich der Wehmuth, der Zeit, den Sündern, — und wir könnten über die Entäußerung unserer selbst klagen, die von uns gefordert wird? Wie entgegengesezt ist hier Gottes und unsere Liebe zum Endlichen! Wir halten immer fest, was uns nicht angehört, Gott wollte sich seiner entäußern und uns angehören, damit wir, von solcher Liebe gerührt, uns von seinem ewigen Wesen wieder durchdringen ließen und Ihm dann ewig angehören wollten! Wie in jener Fabel des Alterthums, die Frucht der vom Blitze des frevelhaft herbeigerufenen Gottes getroffenen

Semele von seiner Liebe erhalten und in seinen eigenen Leib verschlossen wurde: so wollte Gott die Menschheit, welcher die sanfte Flamme seiner Liebe längst zum verzehrenden Zornfeuer geworden war, von neuem wiedergebären, ihr Vater wollte ihr nun auch Mutter werden, sie unter tausend Schmerzen unter dem Herzen tragen und gebären, und nicht wieder aus den Armen lassen! Als ewiges Symbol dieser Mutterliebe Gottes schwebt Maria im süßen Kerzenscheine, und wahrer Mariendienst heißt Verehrung des mütterlichen Geheimnisses der Gottheit, welches so vielfach vom tiefsinnigen Alterthum geahnet worden, und in der Kunst und Andacht so klar und einfach hervortrat in der Gestalt der Mutter mit dem kindlichen Gotte.

Das Licht muß durchbrechen, ehe es zu uns dringen und uns sanft und mild umfluten kann; die auf uns wirkende Liebe kann nicht anders als durch einen Schmerz zu uns gelangen; er liegt nicht in ihr, denn sie ist ewig klare Lust und Sanftmuth

(wie sie sich im Geiste der Kunst spiegelt), sondern er liegt in uns; sie kommt, uns von diesem Schmerze zu befrein, sie giebt ihm die Flügel der Sehnsucht, daß die Seele die irdische Verpuppung durchbreche; und um sich uns ganz hinzugeben, theilte sie ihn mit uns, d. h. sie ward Mensch und litt ihn weil sie Liebe war, als freie Handlung für uns alle.

Unzufriedenheit mit unserem Schicksal sollte sich auf Unzufriedenheit mit uns selbst und höchstens mit unserem Geschlecht, beschränken; sie ist als allgemeine Klage über eine mysteriöse Macht (in der niemand anders versteckt ist, als der Mensch) immer Undankbarkeit gegen Gott, oder, um es der menschlichen Schwäche angemessen zu bezeichnen, der Beweis irdischer Unmündigkeit. Über allen diesen Nebeln von Misverständnissen und Schmähungen schwebt das himmlische Friedenswort des Erlösers am Kreuze: Vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.

Wer verzweifelt, hat Gott verloren. Die Seinen sollen das Unglück, wie jede andere Gabe, aus Gottes Hand nehmen; denn eben, daß wir es aus seiner Hand empfangen, ist ein Beweis, daß es für uns zum Guten und Besten werden soll. Wie liebevoll ist Gott für uns gesinnt, daß er in uns auf diese Weise immer mehr den allgemeinen Schmerz verklärt und so die Flamme der Liebe entzündet, welche die Welt erneuen soll! Mit jedem Schmerz, den wir in seiner höheren Beziehung ansehn, werden wir innigere und gottgeliebtere Theilnehmer am Wunder der allgemeinen Erlösung.

Das Unglück, das Gott die Seinen tragen heißt, ist in Seegen für sie und die Welt verwandelt; und im Leiden muß unser Gebet seyn, diesen Seegen zu verdienen. Für die Bösen ist das Unglück ein Fluch, für die Guten oft ein Seegen. Es ist das Zeichen eines großen Vertrauens, wenn Gott die Prüfung des Leidens auf uns legt. Laßt

uns Vertrauen — mit Vertrauen erwiedern!

Wie oft sind Dinge, Begebenheiten, Verhältnisse, Aufgaben, die uns die unangenehmsten sind, die widerwärtigsten, ja die feindseligsten uns scheinen — voll der glücklichsten Ereignisse, der herrlichsten Einflüsse für uns! — Geduld im Leiden ist Ahnung der Führung Gottes auf den dunkeln Wegen der Nothwendigkeit, Glaube im Leiden ein Eingehn in den Geist der Liebe und des Geheimnisses, Dankbarkeit für zugeschickte Prüfungen ein klarer Blick in die Geisterwelt, der das Bürgerrecht in ihr verheißt.

Zugeschickte Leiden können Folgen eines inneren Versehens, Wirkungen einer Kraft, die uns zu höherer Entfaltung dienen soll, sie können aber auch Winke seyn, welche für Andere, für das Allgemeine etwas Gutes verheißen, in denen wir nicht persönlich gemeint sind, die aber in uns als einen Boden gelegt werden, aus dem das Fördersame sprießen soll. Das Opfer ist zu al-

len Zeiten ein Geheimniß Gottes gewesen, auf dem ein höherer Seegen ruhte.

Das Christenherz ist wie der Schleedorn; bei Stürmen blüht es auf. Dann ist es aber auch ein sicherer Bote der Liebe, wie jene Blüthe das gewisse Zeichen des Frühlings.

Das Versenken in den Glauben gleicht dem Aufblick zum blauen Himmel; es wird dem Menschen von unten herauf leicht. Es hebt mich sanft, und mit mir die ganze Erde. Wer diesen Blick kennt — der wohnt im Himmel, und der Himmel wohnt in ihm. Wer aber den Himmel hat, der verweilt getrost auf der Erde, im tiefen Thal; denn die Herrlichkeit der Liebe erfüllt ihm alles, und er kennt die Botschaft, die auch er durch diese irdischen Lande tragen soll; er ist nicht einsam!

Haß gegen das Leben in diesem Erdenthal ist ein Misverstehn Gottes. Wir sollen dasselbe mit Demuth tragen, in der Geduld und in der theilnehmenden Liebe reift

die himmlische Sehnsucht. Sind gleich die Blumen dieser Erde nur vergänglich, sie sollen uns die Blüthe bedeuten, die wir hoffen, und darum winden wir den Kranz des Frühlings um den Opferaltar des Lebens.

Es ist eine grundfalsche Ansicht mancher Weltlichen und mancher Andächtigen, daß die gottgefällige Sinnesänderung die Freuden tödten wolle und müsse; sie nimmt vielmehr den Tod aus ihnen hinweg.

Wahre Gottseligkeit ist ein Leben in Liebe und Licht; und darum muß sie immer mehr von Einseitigkeit befreien, je tiefer sie geht; je mehr man in die göttliche Liebe eindringt, desto mehr muß man umfassen; denn umfassend ist das göttliche Wesen. Dies ist etwas, was manche andächtige Menschen nicht einsehn; sie werden sehr intolerant gegen manche Ansicht des Lebens, und scheiden das Dichtrische vom Göttlichen. Ihnen verstummte die Welt. Eine Art Intoleranz, eine Art Beschränkung, ist zum Anfang eines wahrhaft gottseligen Lebens dienlich; es ist das

Noviziat des Stummseyns. Je mehr wir aber auf der Höhe dieses Lebens ankommen, je mehr das Eine Licht alles erhellt, je tiefer wir in Gott schauen lernen, je mehr sollten wir unter den entgegengesezten Formen das allgemeine Streben mit nachsichtiger und heiterer Liebe verfolgen wie Gott thut, und überall Figuren erblicken, in denen die einzelnen Punkte, von denen jeder ein Gesichtspunkt ist, zum großen Sanscrit der göttlichen Offenbarung werden, die allen, die nur entfernt nach ihr streben, die Befreiung der Liebe verheißt. — Jede Offenbarung des Göttlichen im Menschlichen und der Natur ist ein Kapitel der Bibel. Es giebt ein lebendiges und ein todtes Bibelthum. Der Buchstabe ist die Spille, um welche das unerschöpfliche Leben des Geistes schwebt. „Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig.“ In verbis simus faciles, si unum verbum nobis loquitur.

Schmerz und Abtödtung ist der erste Grad des begonnenen mystischen Lebens. Aus dem Tode muß es nun aber frisch keimen, wie aus der Verwesung die neue Schöpfung. Mit mir selbst, mit meinem lichten, klaren, gesänftigten, freudigen Leben, muß ein tröstlicher und versöhnender Blick für die Welt auferstehn. Im blos irdischen Leben, wie im Traume, bedeutet Freude so oft Betrübniß in der Geisterwelt, und Traurigkeit, Freude in der höheren Region des Lebens; das Leben, das wieder nach seinem Centro blickt, muß höhere Harmonien für das allgemeine Daseyn entdecken; die Traurigkeit, der Anfang des höheren Sinnes, verliert sich, die Heiterkeit fließt aus der Geisterwelt in das erleuchtete Herz und theilt allem Leben schönere Gaben und Kräfte mit. Viele erreichen diesen höheren Grad nicht und bleiben bei jener Wehmuth stehn, welche auch im Himmel um das ihm noch Entfremdete gefunden wird. Ihr ferneres Erdenleben gleicht der Geberde des

Sterbenden, die sich verklärt und Anzeichen einer höheren Intelligenz und Schönheit blikken läßt. Sie bleiben Novizen, und darum konnten sie nicht mit dem Frühling, der Kunst und der Freude reden. Wenn sie sich vor Intoleranz gegen das hüten, was außerhalb ihrer gegenwärtigen Ansicht liegt, so sind sie gewiß, um ihrer Entbehrung und Hingabe willen, in der Zahl der Lehrlinge Gottes.

So lange das Gemüth diese Heimath sucht, durchgeht es alle Gegenstände des Lebens, auch die Freuden und Ruhestellen desselben, mit einer gewissen Rastlosigkeit, mit dem Gefühl auf Reisen zu seyn und sich nirgends anders aufhalten zu können als am Quell der in dem Herzen fließt. Hat es aber ganz gefunden, so entdeckt es im Quell den Born der Ströme des tausendfachen Lebens! Den, welcher im Himmel seine Heimath fand, möchte man eigentlich nicht mit dem rührenden Ausdruck: ein Fremdling auf Erden, bezeichnen. Denn

wer himmlischen Sinn hat, ist durchaus kein Fremdling irgendwo in seines Vaters Haus. Wohl aber ist ihm oft wie jenem Wandrer zu Muth, der nach langer Zeit in der Ältern Haus zurückgekehrt, von den fremden Bewohnern nicht erkannt wird und in den stillsten Winkel geht und einsam die ganze, alte Liebe fühlt.

Was regt sich das arme Menschenherz so wunderbar, wenn die Liebe es rührt und die Thräne quillt, wie die Zähre der Rebe im Frühling, zum Zeichen, daß sie Augen gewonnen hat? — Das Herz fühlt die alte Mitte des Lebens, und in solchen Augenblicken ist es das alte Herz, welches eben das von Christus erneute ist.

Die Geburt des göttlichen Kindes in uns ist das eigentliche Fest unseres Lebens. Eine unendliche Erfahrung, eine unendliche Kindheit ist uns aufgethan, als Greis und als Kind sinkt das Herz am Throne nieder, den Gottes Reich in ihm errichtet. Nun ist das Herz erfüllt mit Weihnachtsgaben,

und aus ihm strömt wie die Milch der goldenen Zeiten, das Licht und verbreitet sich durch das dunkele Leben. Die Mythe der sinnigen Vorzeit kehrt sich um, und Eros beschaut vorsichtig mit der Lampe der Liebe, von der nur heilendes Öl tropft, die schwerträumende Pilgerin Psyche und das mühsame Gewebe, in das sie im öden tiefen Dunkel die Züge des Geliebten zu verflechten gestrebt hat und vielfach die Faden verwechselnd, nimmer die Arbeit des Schmerzes vollenden konnte.

Manche wähnen, die Gottseligkeit sei eine Freistätte, um vor allen anderen Menschen und Gegenständen sicher zu seyn; wie wenig kennen sie das göttliche Herz, an dem wir alle liegen! Die religiöse Stimmung soll nicht scheiden, sondern verbinden. Das Herz, in dem die Liebe lebendig geworden ist, kann gar nicht mehr allein seinen eigenen Frieden wünschen, mit seinem seligen Besitze zufrieden seyn; lebt Christus in mir, so lebt mein Glück, mein Friede in

allen, alle möcht' ich in Ihm als meine Brüder umfassen, an aller Lippen den von ihm gebotenen Becher der Unsterblichkeit sehn! Die göttliche Liebe schließt alle Liebe in sich und je mehr ich sie wiederliebe, je mehr liebe ich überhaupt.

In den heiligen Stunden der Absonderung von allem, was Mensch heißt, und der Versenkung in alles, was Gott heißt, ist dem Sinn der allgemeinen Liebe nicht widersprochen. In diesen geweihten Blicken wahrer Mystik, nimmt Gott das Herz, das wir ihm darbringen, als die Gabe der gesammten Menschheit an, und freut sich seiner, als wäre alles, was Mensch ist, schon sein durch dieses Herz; und indem das einsame Herz hineindringt in Gottes Herz, fühlt es alles Menschliche sich in seiner eigenen Tiefe bewegen und trägt es mit sich zur Heimath hinan und liebt es dort unaussprechlich. Wie könnte es auch eine wahre Versenkung in Gott geben, ohne daß alles, was in uns Liebe ist, in seiner heiligsten

Flamme stände, wie wäre es möglich, in das Geheimniß des Herzens Gottes einzudringen, ohne die göttliche, umfassende, Eine Liebe zu fühlen, welche Gott mit den Menschen verbindet, und gleichsam diese ganze Liebe auf sich übergetragen zu fühlen, und die ganze Gegenliebe auf sich zu nehmen?

So, wie wir in Gott die ganze Menschheit als ihm innig verbunden durch Christus lieben, so lieben wir auf der andern Seite, wenn wir die Liebe haben, die Caritas, in allem was in dieser Welt und im Menschen lebt und strebt, Gott und seiner Liebe verborgene Funken, die uns unwiderstehlich ergreifen, und uns treiben, daß wir uns alle zur Liebesflamme entzünden sollen, ewig leuchtend auf der Opferschaale des Heils, welche Gott — Gott dargebracht.

All' unsere unendliche, vielfache, abwechselnde Sehnsucht ist ein Gefühl, wie wir lieben könnten und möchten. Und hinsinken an Gottes Herz, das ist der Anfang der klaren Liebe, welche den Frieden bringt und aller übrigen Liebe mittheilt.

Christus ist der große Magnetiseur. Bei seiner Berührung müssen zuerst die Sinnen in Schlaf sinken, dann erfolgt die Erkenntniß unseres eigenen Zustandes, es entwickelt sich die Klarheit über verborgene, göttliche Kräfte in uns selbst, unwiderstehliche Liebe und Hingabe zum aufopfernden Arzte, er sezt uns mit unseren irdischen Brüdern in den Rapport Seiner höheren Liebe, und so steigert sich der mystische Zustand, nach dem Verhältnisse des Individuums, oft bis zur vollen Clair-voyance, und die Gesundheit geht von der Seele aus über das ganze Leben, in dem die Wirksamkeit ihrer Organe hergestellt ist, wie die Uhr, die zurückblieb oder jagte, auf den mit der allgemeinen Bewegung übereinstimmenden Punkt gerichtet wird. Ohne vollkommenen Glauben, der das Gefühl der Bedürftigkeit voraussezt, kann keine magnetische Cur heilsam werden, und Fortgang haben; du mußt in Christus an Gott glauben; der Heiland, der Gott war und Gott ist in Ewigkeit, **heilt** das entkräftete Leben.

Es giebt Geheimnisse, die sich durch vieles Sprechen, Besprechen und Aussprechen verzehren; so consumieren manche durch beständiges, einförmiges Aus- und Eindrücken ihrer religiösen Empfindungen den Geist des Mysteriums, oder vielmehr er entflieht vor ihnen in seine ätherische Heimath und sie behalten den geistlosen Schall und Buchstaben zurück. Je voller das göttliche Geheimniß uns aufgeht, desto mehr wird es uns Bedürfniß und Seligkeit, es als die wahre Liebe unsers Herzens zu behandeln, und welcher wahrhaft Liebende wäre nicht im Gefühl, daß ihm der Gegenstand seiner Andacht und Neigung heilig ist, verschwiegen? Im höheren Sinne wird der Mensch, dem Gott im Gemüthe redet, und sich offenbart, immer mehr still. Das heißt, er verstummt nicht, sondern er ist in dem Sinn einer höheren, allgemeineren Sprache aufgenommen, welche für die meisten nur noch stumme Zeichen hat, auf welche sie nicht achten, weil sie um sie her liegen und weil

sie das Band nicht erblicken, welches diese Tasten mit der leise klingenden Saitenwelt der Harmonie verbindet. — Dies Stillwerden, beim Besitz einer unmittelbareren Sprache, ist das wahre goldene Alter des Gemüths.

Umschließe nur erst einen reinen höheren Willen so recht, wie ein heilig Gefäß, mit beiden Händen; so zündet sich die Opferflamme der Prüfung gewiß von selbst in ihm an. Auf dem Wege treuer göttlicher Liebe auf Erden folgt Leiden der Welt von selbst, wie der Schatten einer Gestalt, die hienieden in der Sonne wandelt. Du sollst das Märtyrerthum in keiner Sache aufsuchen, denn es ist die Krone der Würdigen, und weder Dünkel noch Schwärmerei soll sie tragen; bist du aber in deiner Sache auf dem rechten Wege; so wird es nicht ausbleiben: denn das Märtyrerthum aller Art ist das Probefeuer des Erzes für Gottes Reich. Jeder Stand, jedes Streben, jeder Sinn hat sein Märtyrerthum.

Je inniger man in's innere Leben eintritt und je schöner und sinniger man aus ihm die Welt heraustreten läßt, desto mehr vervielfältigt und vereinfacht zugleich sich die Zahl der Sacramente. Das ganze Leben wird immer mehr Ein stilles, liebe= und geistdurchdrungenes Sacrament, und läßt sich unter dem Bilde eines jeden der einzelnen Sacramente ganz zusammenfassen; es wird zur Ehe, zum Abendmahl, zur Taufe, zur Priesterweihe.

In der Geduld und Stille müssen wir am Lichte reifen. Die Traube, welche die süße Sonnenmilde trinkt, birgt sich unter den grünen Blättern der Ranke; das ist das Leben in Glaube, Liebe, Hoffnung!

Blicke in das höhere Leben auf Erden.

Der Standpunkt.

Alle Fragen um das Schicksal der Welt, um das allgemeine Unglück, um die allgemeinen Hülfsmittel, alle Fragen über Vergangenheit und Zukunft, concentrieren sich in unserer Brust. Hier, hier ist die Gegenwart, hier ist der Punkt, von dem ausgegangen werden soll, hier ist die Grundlage der Kraft, die in Bewegung gesetzt werden muß, daß die irdische Last gehoben werde. Von uns, von uns fängt alles an, was für die Welt zu thun ist, was sich über sie denken läßt. Jenes Ich, der Mittelpunkt der engen Selbstsucht, der die hingebende Liebe zum Allgemeinen, die Theilnahme, der Gott fehlt, soll sich als Mittelpunkt des Strebens zum Besseren und zum allgemeinen Besten erscheinen. Wie steht es denn aber in eines Einzelnen Macht, in das

Fremde einzugreifen und aus seinem Willen eine allgemeine Bestrebung zu machen? Es giebt nur Einen Menschen. Jeder hat die Anforderung in seinem Bewußtseyn, ihn in sich herzustellen. Wie kann er das? Allein in Glauben und Liebe, aus denen alles andre fließt. In welchem Glauben? In dem, der das Geheimniß der hergestellten Harmonie enthält, da, wo sich die zwei Linien Innenwelt und Außenwelt im Mittelpunkt der Liebe wieder berühren (kreuzen), um den sich der Cirkel der wahren Welt bewegt.

Alles, was wir erleben, führt uns darauf hin, daß wir immer noch nicht das rechte erlebt haben, und daß wir es vielleicht nicht erleben werden. Denn nach außenhin wird noch lange das Unbefriedigende fortgehen, in Individuen, nicht in Masse, sublimirt sich die Menschheit. Sollen wir das Hoffen und Vertrauen aufgeben? das sei ferne. Der Zweifel am Allgemeinen sei nur eine höher und edler gestellte Frage,

welcher allein das Höchste als Antwort genügt. Wir lernen nichts von außen erwarten, aber lernen wir denn dagegen auch recht wahrhaft es von innen erwarten? — Was heißt: von innen? von uns allen, in denen eigentlich das Äußere alles gehalten und bestimmt seyn soll! Wir müssen das, was geschehen soll, von uns erwarten, wie wir das Vergangene und Gestaltete als unsere Vergangenheit, unsere Erfahrung erblicken; aus uns heraus muß etwas gethan werden, daß etwas geschehe, die Vorsehung tritt in die Nacht und leuchtet, wo sie Geschäftigkeit erblickt. Jeder hat seinen Faden, den er aus dem Gewebe des Schleiers herausziehen soll, welcher das Antliz des Lebens bedeckt: und alle diese Faden, gelößt, sollen zu Stralen um dieses Antliz werden. Die Menschen erwarten alles von der Menge, als einem ihnen gegenüberstehenden Objekt, wobei sie nichts zu thun haben wähnen, als das Stichwort abzuwarten; sie erwarten von außen und überlegen nicht, daß diese Welt,

von der sie erwarten, aus Individuen besteht, zu denen auch sie gehören, und daß sie alle aus sich heraus gekommen seyn müssen, weil ihnen das allgemeine Innere so rein entfiel.

Erfahrung.

Allerdings ist Erfahrung ein sehr wichtiges Wort, ein Wort entscheidend über unseren ganzen Lebensgang ausgesprochen, denn das Grubenlicht der Erfahrung muß ihn bescheinen und ihm seine überall verborgenen Schätze und Erzadern entdecken. Die Menschen irren nur darin, daß sie diese Erfahrung als ein blos von außen auf uns Zukommendes annehmen und keine andere Erfahrung kennen lernen wollen, als diese niemals zu rechter Zeit nach Hause kommende Erfahrung, die darum meistens wahrhaft unerfahren bleibt. Von uns selbst, aus uns selbst, sollen wir immer mehr erfahren; dort ist ein Land, von dem alte Sagen erzäh-

len und auf dessen Nähe uns vieles an unserem Wege aufmerksam macht, wohin uns der ächte Kompaß des Inneren weißt. Die Außenwelt ist voll von Überbleibseln und Andeutungen dieses Landes; alles, was uns von außen herkommt, soll auf's Innere angewandt werden, und die zunehmende Kenntniß dieses Innern, seines Verhältnisses zur Außenwelt, seiner Sehnsucht, ist die wahre Erfahrung, die mit den Jahren kommt. An die Entwickelungen der Zeit gewiesen, müssen wir die mannichfaltigsten Zustände durchgehen, um auf den Sinn alles Erlebten und uns Umgebenden aufmerksam zu werden, immer tiefere Blicke mit ihm zu wechseln, und immer mehr uns davon zu durchdringen, wie es aus uns herausgetreten ist und in uns hineintritt, und wie so die Wechselwirkung des Subjektiven und des Objektiven in einer Lebendigkeit des Innern ihren tiefsten Urgrund hat. Das Neue, das wir erfahren können, ist doch nur das wahrhaft Alte in rastloser Gestaltigkeit, und eben dar=

um biegt sich die Linie der Erfahrung zum Cirkel um uns selbst herum, und darum auch dreht sich die andere Erfahrung, welche die Welt preist, in einem Kreise herum, der das Innere des Menschen nicht wahrhaft berührt, weil er nicht von ihm ausgeht, sondern das Innere vielmehr nach sich zu zwingen, also es seiner selbst entäußern, mit der bloßen Peripherie e.nsmachen, will. Führen nicht die Lobredner dieser Erfahrung, als ihre preiswürdigste Frucht an, daß sie die Träume des Menschen zerstöre, ihn gegen alle Menschen mistrauisch mache und ihm die ganze Welt als etwas Nichtiges zeige, mit dem man eben darum nichtig seyn müsse, damit man doch wenigstens dies Nichts vom Leben habe.

Poetische und prosaische Ansicht.

Dreifach ist die Ansicht von den irdischen Dingen; entweder sie werden für et-

was gehalten, was sie nicht sind, nämlich für an und in sich selbst bestehend; oder für weniger, als sie sind, d. h. für Täuschung und Nichts überhaupt; oder für symbolische Figuren eines höheren Sinnes, zu dessen Aufsuchung wir uns sie zu lesen üben sollen; dies ist die einzige unter den dreien, welche das Irdische zur Buchstabenschrift einer höheren, harmonischen Sprache macht, deren Aussprache man nicht mehr weiß, weshalb man sich nur sie zu lesen bestrebt. Die erstere Ansicht hält die irdischen Dinge für Zweck, die 3. für Mittel, die 2. weder für Mittel noch für Zweck. Als Mittel können die irdischen Dinge uns sehr wichtig und sehr nützlich seyn; wie die Asche den Acker fruchtbar macht, so sollen alle Verhältnisse, Güter, Erfahrungen, Schmerzen, uns ziehen und entfalten helfen, und gerade das Irdische, im rechten Sinne ergriffen, soll uns von der Gewalt des Irdischen befreien und uns zum Anfang einer unendlichen Beziehung auf das Ewige dienen.

Alles Bessere in unserem Wesen, Sinn, Gemüth, Herz, Fantasie, Verstand in ihren edelsten Seiten, strebt nach jenem Zustande der Idealität, welchen die griechische Zeit so herrlich symbolisierte und woher alles Schöne und Herrliche uns erblüht, um sich als Kranz um das einsame Antliz unseres Lebens zu legen. Dieses Ideale kann aber nur aus uns heraus kommen, und eben darum können wir es im Allgemeinen noch nicht um uns her erblicken, denn noch muß die Schwere und der Druck das Gegengewicht der Verflüchtigung seyn, damit die Erde nicht um ihre wahre Vollendung komme, und das angenehme Gefühl, das uns das Ideale giebt, auf der festen Grundlage eines reinen und höheren Willens ruhe, aus dem überhaupt erst wahre Idealität entsprießt, wie die Perle in der Muschel, welche sich am Meerfelsen anhält. Die Idealität der Griechen im Daseyn, war im schönen Character der Jugend; wir lernten kennen, was wir verloren, was wir entbehren, und der ern-

stere Sinn muß sich durch ein Verwandeln des Entbehrens in ein mit dem Himmel einverstandenes Entsagen, für das Wiedersehn geschickt machen. Unsere Gegenwart ist wirklicher, aber auch wahrer, und Wahrheit allein ist sichere Führerin zum Ideal und der ewigen Schönheit. Und so löß't sich die Fessel des Irdischen, und es wird zum Boden, in den die Blüthe der Ewigkeit gesät ist, und über den düsteren Fluch, der auf diesem Boden ruhte, stralt die Sonne des göttlichen Seegens und entfaltet liebevoll der Sehnsucht mühselige Saat. Der eiserne Arm der Nothwendigkeit selbst führt uns, wenn wir mit ihm unseren Zustand von der rechten Seite ergreifen, zur Freiheit zurück: darum bedeutet der eiserne Arm die wahre heldenmüthige Kraft, zu ringen, und wenn er sich in sich selbst beugt, — hat er gesiegt.

Eine gewisse poetische Ansicht (der bei allem Genialen doch noch der wahre reine Genius der Liebe abgeht, und welche in

ununterbrochener Freude den hohen Stolz, aber nicht die liebevoll strebende Sehnsucht empfunden und genießen will) möchte alles sogenannte prosaische Wesen gänzlich von der Erde verdrängt wissen. Es wäre herrlich, wenn dies schon möglich seyn könnte, wenn schon die volle Rose des Lebens blühte, die keine Dornen kennt. Beide Ansichten haben recht, nur unter andern Umständen, und unter den obwaltenden haben die poetisch Postulierenden unrecht. Wir sind im Ganzen noch nicht für jene reine Lebensluft fähig, noch muß sich anderer Bestand diesem Äther vermischen, um unsere Existenz zu begründen. Wir müssen nur immer von der Ansicht ausgehn, daß wir in einer Lage sind die nicht unsere ursprüngliche ist, und daß wir uns für diese wieder geschickt machen müssen. Höhere Bedeutung gewinnt nun alles, was uns die gegenwärtige Lage auferlegt; und jeder Beruf in der Fremde wird ein allgemeiner Ruf in die Heimath. Wir müssen es in der Entbehrung bis zum

Einverständniß mit der irdischen Prüfung bringen, denn nur Freiheit vereint wieder mit dem wahren Leben, nur freier Wille verständigt wahrhaft mit der Liebe, und die herben Nothwendigkeiten sind uns gegeben, daß wir sie in Kräfte verwandeln sollen welche die allgemeine Last und Bürde wieder in's Freie emporheben; wir müssen den Druck des Kreuzes auf uns nehmen, daß das Gleichgewicht, das freie Schweben, wiedergeboren werde; wir müssen die Erde die unser Leben trägt, im Geiste tragen, daß sie durch uns wieder heimgelange.

Die prosaischen Naturen sind diejenigen, welchen die Kraft fehlt, unter dem Drucke des Prosaischen dieses Erdenzustandes einen höheren Geist aufrecht zu erhalten oder wieder zu entwickeln. Sie wurden mit dieser Nachtseite des Irdischen, mit diesem schweren Klumpen der als Last auf unsere Kraft drückt, Eins, anstatt im Irdischen, in diesem Prosaischen, diesem Klumpen, nur das Material (zur Weltkugel) zu erkennen, des-

sen richtiger Gebrauch um höherer Zwecke willen wichtig ist und dessen standhafte Ertragung uns die Last selbst in eine neue Kraft verwandelt mit der wir das Ganze erziehen helfen. Also keineswegs wer sich mit dem Prosaischen abgiebt (denn das ist christlich) — sondern wer mit ihm eins wird und es also falsch anwendet, indem er nicht über dasselbe sich erhebt, sondern sich ihm gleichstellt und unterordnet und von seinen Einflüssen beherrscht wird, anstatt ihm eine höhere Richtung zu geben, — der ist eine prosaische Natur. — Diese wahre prosaische und poetische Ansicht wird übrigens nur da eigentlich characteristisch, wo sich überhaupt ein höherer Wille entwickelt und ausspricht, und eine Ansicht der Dinge an die Stelle des Instinkts für die Dinge tritt; darum darf man dem Landvolk, dessen Leben eine gegen die Erde gebückte Stellung ist, keineswegs die poetischen Ahnungen absprechen, so tief es seiner ganzen Art und Entartung nach in Prosa versunken ist.

Jene an sich so herrliche und natürliche Forderung eines hier schon ganz poetischen Lebens beruht auf der Unkunde unseres Erdenzustands und wahren Verhältnisses, welche uns allen die christliche Ansicht benehmen sollte, wie sie auch es ist, die uns mit der deutlichsten Uiberzeugung von der gestörten Harmonie, die einfachsten Mittel zu ihrer Herstellung an die Hand giebt, und darum mehr denn jede andere, in ihrem innersten Wesen die poetische Heimath verkündigt. Aber die Menschen vergessen immer wieder, daß man auf dem Einfachen ruhen muß, um das Vielfache zu behaupten. Die Sehnsucht ist ein dichterischer Zustand, darum ist der sehnsuchtsvolle, strebende Mensch von Poesie umgeben, wohin er seine Blicke wendet — aber es ist alles ein Vorzeichen, eine Symbolik des einstigen Besitzes. Diese Sehnsucht ist im Christenthum am regsten; und darum steht die christliche Ansicht dem poetischen Wesen am nächsten, gerade weil sie das Prosaische dieses Lebens

selbst, Schmerzen, Mühseligkeit, Vergänglichkeit und Tod, in Harmonie mit einem höheren und allgemeinen Streben bringt, das mit der Sehnsucht wahrer Poesie in einem Element verschlungen ist.

Irdische Bestimmung.

Nicht als Besitzthum, sondern als Bildungsanstalt sollen wir das Irdische lieben. Die Anhänglichkeit, die dem Fürstenschüler für seine Lehranstalt bleibt, sollen wir an das Irdische haben; eine dankbare Anhänglichkeit, welche den Vorsatz, Gutes mit Gutem zu vergelten, warm erhält.

Wir sind nicht hier, um Früchte zu genießen, sondern um Saamen in den Boden zu legen. Unermüdete Geistesthätigkeit ist unser Genuß. Dies Leben wächst mit dem Geiste. Der Ackerer ruht auf der gethanen Arbeit, dem Denker trägt jede gewonnene Frucht nur Saamen, der geflügelt in sein

Inneres fällt, daß es rastlos Leben treibe. Wohl uns, wenn wir mit unserem Meister sagen können: das ist meine Speise, zu thun den Willen des, der mich gesandt hat.

Der göttliche Inhalt unserer Botschaft soll die Beglaubigung unserer Sendung auf Erden seyn. In treuen Boten verklärt sich wieder der Engel (ἄγγελος).

Man kann die meisten Beschäftigungen der Menschen als eine Art und Weise betrachten, das Leben hinzubringen. Wer hat noch je hienieden gerade das bewirkt, was er wollte? Er hat weniger, oder mehr, weit mehr geleistet, als er selbst leisten, ganz ein anderes gewirkt, als er wirken wollte. Der Wille ist der Saame, den der Erdboden von uns erwartet; wie er geseegnet werde, das steht bei den Kräften des Himmels.

Man muß dies Erdenleben in seiner Mühseligkeit und Sorge, wie eine Arbeit betrachten, die nothwendig abgethan seyn muß, bevor man zu einer angenehmen Dich-

tung übergehen kann; und man muß sich dieselbe so angenehm und unentbehrlich als möglich vorstellen, und sie liebgewinnen als Stoff der Thätigkeit, der Veredlung überhaupt. — Die Dichter und Künstler sind darum die Propheten des Lebens, weil ihre Geschäfte ätherischer Art sind und sie wie Frühlingsvögel um Ackerleute schweben. Die Vögel werden von diesen beschuldigt, daß sie den Saamen naschen, für den sie nichts thun, aber die Ackerleute vergessen, daß die Vögel des Frühlings Boten sind, und daß, wenn sie ziehen, die Erde und jedes Geschäft sehr einsam und öde wird. Die Erde, auf sich selbst beschränkt, ist ein Arbeitshaus ohne Fenster. Die Welt erkennt den dichterischen Beruf darum so wenig an, weil sie das Wirken immer sehen will, wie die dicken schweren Blätter eines Kartoffelfeldes, dessen Blüthe man zertreten, aber nicht einathmen kann. Die Lyre ist kein zufälliges Symbol der Dichter. Gott lehnt sie in ihren Arm, die Lösung der Dissonanz anzu-

deuten, aber nur von ihnen selbst wird noch die Harmonie gehört, und die Welt verkennt vielfach den dichterischen Beruf, ihr Muth zu geben. Die Poesie ist eigentlich der Tyrtäus der Menschheit.

Wenn man bedenkt, daß sich eigentlich der ganze Kreis der menschlichen Geschäftigkeit um den Magen und Leib herumdreht, daß diese beiden es vorzüglich sind, welche dem Krieg und Handel zur Grundlage dienen; so muß man wohl streben, dem Sinn der menschlichen Beschäftigungen und Betriebsamkeiten eine andere Seite abzugewinnen. Diese bessere, lichte Seite ist die Gesinnung, welche sich bei den wechselseitigen Verhältnissen, die der menschliche Betrieb veranlaßt, äußert. Es gehört zu unserem Verbannungs- und Zwischenzustande, daß unsere gewöhnlichen Geschäfte an sich keine Wichtigkeit für das Ewige haben. Sie sind weit mehr als von Seite dessen, was sie bewirken, durch die Art wie sie bewirkt werden und geschehn, wichtig und merkwür-

dig; es kündigt sich in ihnen die tiefere Einsicht, die höhere Kraft des menschlichen Geistes an, der sie handhabt, und sie dienen dazu, uns in der Uibung eines wechselseitig würdigen und liebevollen Lebens zu erhalten. Dies ist das, was uns an unseren irdischen Geschäften heilig und tröstlich seyn soll; weniger was wir hervorbringen, als wie wir uns dadurch einander liebevoll, dem Himmel getreu beweisen, uns für höhere Geschäfte des inneren Lebens üben und weihn, und wie in uns durch die treue Erfüllung unserer mannichfachen Bestimmungen das innere Gute geweckt und geübt wird und jede wahre Thätigkeit neben dem Raume, den sie erfüllt, zugleich in den unsichtbaren Kreis eines unendlichen Lebens eingreift. Dies Eingreifen ist die wahre Frucht eines treuen und thätigen Bestrebens, die einzige, aber auch die einzig schöne, auf die wir rechnen können. Denn in der vielfältigen Zahlensaat des Geisterreichs giebt es keine leeren Nullen, vielmehr erhält das,

was uns an diesem Leben als nothwendige Null erscheint, dort seinen Nenner, und jede Thätigkeit ist die Wurzel unübersehbarer Potenzen. — Wie erbärmlich an sich erscheint z. B. ein Krieg um des Kaffe's und Zuckers willen, wenn man bei diesem Zwecke stehen bleibt; und welche Kräfte des menschlichen Geistes entwickelt er, welche Verhängnisse entfalten sich aus ihm, welche Folgen reichen aus ihm in das menschliche Geisterreich hinein! Wie unwichtig scheint eine menschliche Obrigkeit, eingesezt, damit das Essen in seiner Ordnung vor sich gehen, die Saat ruhig bestellt werden, jeder das Seine in seine Vorrathskammer einfüllen könne: und welche Seegnungen für das ganze verstörte Innere des Menschengeschlechts gingen aus dieser Anordnung, diesen Gesetzen hervor, heiligere Bande sicherten das Familienleben, eine größere Gemeinschaftlichkeit machte die Menschen für mehr, als das Familienleben, theilnehmend, und dies Allgemeine und jenes Besondere wurde ein unzertrenn-

lich Verbundenes und aus einander rastlos Hervorgehendes! überall, wohin wir uns wenden mögen, finden wir uns überzeugt, daß des Irdischen Bedeutung an sich kein Höchstes, ja gar nichts Hohes sei, — daß aber dies Irdische uns überall den Boden zu einer Veredlung anbiete, welche das Gewächs des Lebens dem Himmel wieder zurückgeben soll: daß die Erde und unser Zustand auf ihr uns aus einem unfruchtbaren Steinlager, oder einer chaotischen Untiefe zu einer Grundlage ward, von welcher aus wir uns selbst wieder aufbauen und zu Gott heben. Dies ist der Beruf, den wir nicht nur in Bezug auf uns, sondern auf die Erde und Natur überhaupt haben. Der Geist verklärt den Körper, — von uns muß das Verständniß des Zustandes ausgehn, in dem sich alles um uns her befindet, von uns muß jenem allgemeinen Streben nach oben, nach uns, nach dem Äther, was sich in den Wesen der Natur regt, die Deutung kommen, wir müssen dem Thier

in seinem Triebe, uns zu begreifen, entgegenkommen, und dieser indische Geist muß sich durch alle zum Herzen strebenden Adern der Natur verbreiten. Die Vollendung des menschlichen Strebens zum reinen Willen (d. h. zur Liebe), ist das Ende der Zwischen- und Prüfungszeit, wir sind wieder mit Gott verbunden und treten das alte Leben an, in Friede, Freude und Licht.

Jeder soll von der Stelle aus wirken und vollenden helfen, wo er sich nach der Weisheit Gottes befindet. Diese Stelle fängt sichtbar an, und verliert sich von diesem sichtbaren ins Unsichtbare, in's Geisterreich des Wirkens. Wir können uns schon in diesem Sinne als Bürger zweier Reiche vorkommen, und überzeugt seyn, daß das irdische Amt, mittelbar, unmittelbar, auf irgend eine Weise, für das unsichtbare bildet, bis dieses immer a sgesprochener hervortritt.

Zum realen Amte gehört Muth, zum idealen Demuth.

Unser Arbeiten in diesem irdischen Leben für's Ewige, gleicht dem Wirken des Hautelise-Arbeiters, der mit der Fortleitung der vorgeschriebenen Fäden hinter dem Gewebe beschäftigt, nichts von dem malerischen Ganzen erblickt, das auf der andern Seite durch seinen Fleiß entsteht, und die davor Verweilenden als ein schönes Abbild eines hohen Originals erfreut. Erst wenn ihn der Meister des Ganzen zum Feierabend ruft, und er seine dunkle Stelle verlassen hat, kann er das überblicken, wonach er während der Arbeit nur dann und wann den Kopf neugierig, wie hinter einer Kulisse vorgebogen hat.

Die Ewigkeit war unser Eigenthum: die Zeit ist ein fremdes Gut, das uns geliehen ist; wir müssen daher in seiner Verwaltung eine große Gewissenhaftigkeit und Treue beweisen; wie ein verarmter Gutsbesitzer eine Pacht übernommen und sich gleichsam dem Boden verbindlich gemacht hat. Was wir in der Zeit versäumen und wirken, läßt sich nie ganz überschauen, weil nur die Rückseite

der grossen Rechnungstafel nach uns zu steht; wir müssen daher immer geschäftig seyn und dem inneren Triebe folgen, wie der Pachter den Saamen in die Erde streut und Verbesserungen macht, auch wenn er weiß daß er das Gut in kurzer Zeit seinem Herrn wieder übergeben soll. Wohl ihm wenn er bei seiner Verwaltung so viel Seegen hatte, daß er das eigene, verlorene Erbgut, beim Ablaufen der Pachtzeit, wieder an sich bringen kann: mit der Habe reicher Erfahrungen und inniger Sehnsucht bereichert, kehrt er in seines Vaters Haus zurück und gedenkt der seligen Kindheit und der ersten Liebe.

Sehnsucht nach der Heimath.

So sanft sich dem mit dem wahren Leben bekannt Gewordenen des Todes Antlitz verklärt, so entfernt sollen wir uns von einem eigentlichen Verlangen nach dem

Tode halten. Denn wir sind auf der Erde, um an der Herstellung dieses irdischen Trümmerdenkmals zum Tempel Gottes zu arbeiten, und darum ist es unsere Pflicht, auszuharren und unverdroßen zu seyn, bis uns die heilige Glocke des Feierabends ertönt und wir hingehn dürfen, wo uns Herberge bereitet ist. Die Todessehnsucht muß also von Lebensüberdruß gänzlich unterschieden werden; wahre Todessehnsucht beruht auf treuer Ausdauer in diesem mühseligen Tagewerk, denn nur der kann sich seiner Müdigkeit erfreun, der auf seinem gethanen Werken ruht. Wir müssen eben so freudig bereit seyn, Jahrhunderte, als Tage hier zu leben. Gottes verborgene Uhr giebt unsere wahre Zeit an, und die anderen Uhren gehen so confus und überraschen uns so oft mit ihrem Schlage, oder ihrem Stillstand, weil sie nicht mehr nach der großen Sonnenuhr gestellt werden.

Sollten diejenigen, welche in diesem Leben in der Liebe sehr reif geworden sind,

mit der Todesverklärung unabhängiger von Raum und Zeit, sich eines freieren Zutritts zum Universum erfreun, während ein anderer Theil der Menschen, der sich in diesem Leben noch nicht dem Ideal der Erde gleichgestellt, dem Ziel noch fern bleibt?

Es hat wirklich Menschen gegeben, und es giebt ihrer noch, welche sich das ewige Leben als ein ewiges Singen und Stehn um Gottes Thron, nicht im großen allegorischen Sinn, sondern ganz wörtlich denken. Der Gedanke der Ruhe wird ihnen zum Ideal ihrer inneren Trägheit. Diese wird die Ewigkeit gewaltig in Bewegung setzen; von uns übrigen aber wird sie gepriesen werden, daß es in ihr keine fromme Faulheit giebt.

In der Trauer, deren Sinn wahrhaft und recht eigentlich irdisch ist, liegt doch so mancher schönere für die, welche sie tragen; und er liegt, wie beim irdischen Geschäfte in der Gesinnung, in der Liebe, Achtung und Treue, (pietas). Wir trauern um

die Erde, daß alles sie verläßt, was gen Himmel will; wir trauern daß durch uns der Himmel noch nicht hier ist, daß wir von unseren Lieben Abschied nehmen müssen; wir trauern daß wir trauern. Wie immer, ist da Freude, und da Leid um eine und dieselbe Sache; wir weinen, und der Beweinte, wenn wir ihn nicht aus blo-ßem irrigen Sprachgebrauch selig nennen, lächelt; — wie oft trauert umgekehrt ein unsichtbares Herz um uns, wenn das unsere entsetzlich froh ist! — Die Tragung der Trauer hat ihr rührendes und wohlthuen-des, die Ablegung derselben ist eben auch sinnvoll; sie drückt nicht das Vergessen des Betrauerten, sondern die frohe Hoffnung aus, daß vom dunkeln Grabe zum Himmel geschwebt wird, und wie man die Farbe des dunkeln Erdbodens trug, so legt man nun wieder das Gewand des Sonnen-Lebens an. Darum sollte man von der Trauerkleidung zuerst zu grünem Gewande übergehn, wie das stille Gras keimt über dem stillen

Grabe, wie sich aus todter Erde lebendige Erde hebt.

Der höhere Sinn.

Dem Menschen sollte alles, was er thut, als symbolische Figur oder allegorische Handlung erscheinen; und er würde nur bemerken, was unaufhörlich in der That geschieht, denn das gesammte Irdische ist eine unaufhörlich redende symbolische Sprache. Die ihm unbedeutend, gleichsam sprachlos gewordenen Handlungen und Gewohnheiten des täglichen Lebens und Trachtens könnten zur Blumensprache der unendlichen Liebe, zu verschlungenen Namenszügen des Gegenstands unserer ganzen Lebenssehnsucht und Hoffnung werden. So würde unser Erdenwallen erst zu einer sinnigen, belehrenden Reise werden, und wir würden schon Wunderschätze in das Land mitbringen, wo sie uns verheißen sind. Wie der Geolog auf seinen Gän-

gen immer Entdeckungen macht, und mit leichter Hand von allem, was ihm entgegenstößt, eine Merkwürdigkeit mitnimmt; so sollte unser ganzer Wandel auf dem wunderbaren Weg der Fremde beschaffen seyn; überall sollten wir Zeichen von der Nähe, der Natur jenes Landes aufsuchen, in das wir hinwollen. Die Alten hatten einen sehr kindlichen Sinn für die Bedeutsamkeit des irdischen Lebens. In welche schöne Beziehung setzten sie alle Stände und ihren besonderen Sprachausdruck mit dem ewigen Ziele! So redete sie in den Ausdrücken des Bergmannslebens, der Baukunst, u. s. w. ein höherer Sinn an und sie strebten den Ausbruch jedes Lebensganges in eine Himmelsstufe zu verwandeln. In ihren einfachsten Gebräuchen, z. B. dem Morgen- Mittag- und Abendgebet, den Wallfahrten u. s. w. lagen so schöne Ahnungen des allgemeinen Lebensgangs. Wie lange ist die Symbolik verachtet und verkannt gewesen! Sie kann nur die Sprache eines kindlich ernsten

Sinnes seyn, denn ohne ihn würden und müßten die Zusammenhänge, die sich überall in ihr offenbaren, uns unzähligemal erschrecken und ängsten. Die schlichtesten Beschäftigungen würden durch das symbolische Wesen dem Sinne des Schönsten, des Höchsten und Ganzen sich nahn; und die tiefe Wahrheit in den Bildern und Arbeiten des Ackerbaues, der Gärtnerei, der Handwerker, u. s. w. würde uns mit der Wahrheit überhaupt in ununterbrochene Beziehung bringen und ein jeder würde in dem, womit er sich beschäftigt, zum Schlüssel des allgemeinen Räthsels und zur Ahnung der himmlischen Dinge gelangen können.

Unser Leben, Treiben und Erkennen ist voll von Dingen, welche mit den göttlichen keine Beziehung haben; voll einzelner Sprachkenntnisse, welche für unsere jetzige, aber nicht in jene Sprache, jenes Wort passen, worin das Ewige redet. Daher können manche von d i e s e r Sprache Ergriffene vielfache Unwissenheit in jener zeigen und in vielem

unwissend seyn. Sie sind über die Sphäre des durch unseren Zustand nothwendig gewordenen Wissens in eine andere erhoben, wo man von diesem Wissen nichts weiß. Denn das Ewige weiß nichts, als was lebendig ist; da es lebt, was es weiß, und weiß, was es lebt, schaffend erkennt, und erkennend schafft, d. h. weil es nur im Seyn ist, so kann es unmöglich das wissen, was Tod und nicht Leben ist. Nur Liebe kann von dem einen Wissen befreien, und in das Andere versenken, das alle Dinge erleuchtet. (Theosophie).

Um uns verständlich zu machen, reden wir in dem fremden Lande, wo wir uns befinden, die Sprache des Landes, und freuen uns bei dieser Leichtigkeit der Übertragung, der allgemeinen Menschensprache, ohne welche dies gar nicht möglich seyn würde. Ist es nicht auf gleiche Weise gut, wenn wir jeden in seiner individuellen Sprache anzureden wissen, um so mit ihm in ein Gespräch zu kommen und einen allgemeinen Sinn zu er-

reichen? so mit dem Herrnhuther, mit dem Katholiken, mit dem Krieger, dem Bauer, dem Geschäftsmann zu reden zu wissen, bestrebt in jedem das wahrhaft Menschliche und Schöne zu verstehn und verständlich zu machen, und froh die allgemeine Sprache der Liebe zu empfinden, aus welcher alle diese Mundarten hervorgegangen sind?

Die Bedeutung der Worte wächst mit unserer Geistigkeit; je mehr sich der Wille in unseren Worten entfaltet, je entscheidender wird ihr Sinn, und je näher sind sie daran, sich in magische Kräfte oder Zauberformeln zu verwandeln. Darum herrscht Leichtsinn und Falschheit in der gemeinen Sprache, darum wird man immer vorsichtiger im Gebrauch der Worte, je mehr man den Umfang ihrer Bedeutung kennt. Unsere Worte ruhen auf den Saiten der Außenwelt, aber ihr Klang verliert sich in die Region der Geister, wo er höhere Saiten berührt. Darum wird die Sprache allmählich zur Vision, zum Verbindungsmittel mit der

unsichtbaren Welt. Man fühlt die Verantwortlichkeit, die mit dem Sinn für die Bedeutung wächst, man fühlt, daß die Worte mit uns selbst an Gewicht zunehmen und daß wir immer mehr nach ihnen gewogen werden. Es ist, als ob sie gleichsam nach außenhin verstummten, und immer mehr in eine andere Welt hineinklängen und dort augenblicklich verstanden würden. Die Sprache verwandelt sich mit uns selbst. In der Unbekanntschaft der meisten mit dieser Sprache liegt zugleich eine Art Trost, den man bei dem unendlichen Frevel empfinden muß, der mit Worten getrieben wird. Sie wissen nicht, daß sie sich vor eine nahe Geisterwelt stellen, welche sie in Bewegung setzen würden, wenn sie wüßten, was sie sprächen.

Ohne den Sinn der Liebe ist die Geisterwelt ein unendlicher Abgrund, und es ist besser stumm seyn, als Worte haben ohne Liebe.

Des Innern Äußerung.

Das Äußere ist im Innern gehalten. Uns umfängt überall eine nahe, leise erregbare Geisterwelt, die uns nur fremdartig ist, auch wenn sie uns berührt, weil wir mehr den Inhalt des Innern im Äußeren suchen, als daß wir umgekehrt in dem Bewußtseyn lebten, wie alles Äußere im Inneren seinen tieferen Grund hat, und dies rastlose Bedürfniß der Offenbarung des Innern aus dem Bedürfniß zu sprechen entspringt. Das Äußere ist die Sprache des Innern, und der Mensch versteht die Sprache nicht mehr, weil er sie nur auf seine gewohnte Sprache beschränkt. Ein vielfaches Verstummen muß der Wiedergewinnung des Verständnisses vorangehn. Die Geisterwelt ist uns immer gleich nahe, denn sie umfängt, sie umgiebt uns, aber wir in unserer Fremde müssen uns ihr wieder nähern. Je mehr man in sich selbst erfährt, je mehr wird diese Näherung vollzogen. Es kommt

aber alles darauf an, bei welchem Lichte wir diese Blicke in die Region des Geistes thun. Es giebt nur Ein Licht, das diese Berührung vollständig herstellen kann, und es ist das einfachste; aber es führen auch dunkle Wege in die Nähe des Geheimnisses, doch nur in sein Dunkel, nie in sein Licht. Nimmermehr kann der Wille des Bösen, der sich der tieferen Einsicht nähert, das volle Geheimniß der Geister umfassen; denn des Geheimnisses Centrum ist die Liebe.

Die Wunder nehmen immer zu. Erst bedurfte es sichtbarer Wunder, darum bezeichneten sie die ersten Fußstapfen des neuen, seligern Glaubens auf dem Boden des Menschenherzens. Aller Wunder einfach = unerschöpflicher Quell ist die Liebe, die alles hat und in sich schließt. Das Herz ist eines Zustandes empfänglich, wo nichts mehr, oder alles Wunder ist. Die Wunder nehmen zu. Ein einziger Blick in unser Inneres könnte uns davon überzeugen. Die Symbolik der

Welt, die große Hieroglyphensprache der uns umgebenden Dinge und Ereignisse, gewinnt für uns immer höhere Bedeutung, und darum ist die unendliche Sinnigkeit des Alterthums uns in's Gedächtniß zurückgekehrt. Das Geheimniß verlangt von selbst Schweigen. Je tiefer wir in diese höhere unendlich reiche Sprache dringen, desto auffallender werden uns die Zusammenhänge in allem, desto näher tritt uns das Wunderbarste. Es kann nur in dieser Sprache reden, nur in dieser Sprache vernommen werden; denn dort ist sein Wesen zu Hause, im geheimnißvollen Äußeren, dessen das Innere zu seinem Selbstbewußtseyn bedarf, von ihm aber nie völlig verstanden werden kann, da ja das Innere es erzeugt hat. Nicht das Innere, sondern das Äußere ist das eigentliche Mysterium. Wir sind außer uns selbst, wir haben im Äußeren die innere Tiefe tausendfach verloren, und somit verloren wir den Schlüssel für den Zusammenhang des Äußern mit dem Innern, der in uns selbst

lag. Die vollendetste Darstellung des Inneren im Äußeren ist das höchste Leben. Wir sind bald zu sehr nach innen, bald zu sehr nach außen gekehrt; das Gleichgewicht ist der Gipfel des Lebens.

Das Äußere ist das Symbol des Zustands des Inneren. Also ist die gegenwärtige Welt das Symbol der mit ihr vereinigten Geisterwelt: daher nicht das ursprüngliche Symbol, aber gewissermaaßen das Symbol dieses Symbols. Die Herstellung der wahren Symbolik soll von der Geisterwelt ausgehn.

Die Bildersprache der Fantasie deutet auf einen höheren und bestimmten Zusammenhang der zusammengestellten Gegenstände hin. Darum auch das augenblickliche Gefühl des Treffenden in uns, bei einer schönen dichterischen Bildersprache. Aber nur wo der poetische Sinn in uns rege ward, kann dieser Geschmack, dies Gefühl sich verkündigen (die hier auf hohem Punkte mit dem mora-

lischen Gefühl zusammentreffen). Diese Bildersprache erstreckt sich über alle Gegenstände der Welt. So redet die Natur, das Schicksal, jedes Begegniß, hieroglyphisch zu uns; es ist nicht blos eine Vergleichungsfähigkeit, eine Ähnlichkeit eines inneren Wesens mit einem äußeren Gegenstande da, sondern dies gegenseitige Verhältniß ist in einer höheren Natur gegründet. Je mehr wir diese höhere tiefsinnige Sprache anerkennen und überall aufsuchen, desto mehr Buchstaben von ihr werden uns anvertraut, — das Schweigen aber gilt keineswegs dem Geheimniß, sondern der Unmöglichkeit, es in die Sprache des Äußeren anders zu übersetzen, als es schon durch diese Offenbarung des Innern in seiner großen, immer lebendigen Bildersprache geschehen ist. Sie ist der Telegraph, rastlos in Bewegung zwischen Himmel und Erde; und wir üben uns, sie zu lesen, wie man ein Notenblatt vor sich hält und ohne die Musik, die es andeutet, zu vernehmen, in den Geist der Harmonie eindringt und

sich in die Bedeutung der Composition vertieft. Alles, was vom Inneren, was vom Göttlichen ergriffen ist, redet in Bildern; darum gestaltet sich dem Geiste die ganze Natur in Bildern; darum ist der Traum eine Gallerie von Bildern; darum schwimmt eine Bilderwelt auf dem Strome der Musik; darum ist im Orient der Ursprung der großen Bildersprache der Poesie. Schon in der alltäglichen Beobachtung der Menge regt sich der verhüllte Sinn für die wunderbaren Zusammenhänge in allen Dingen, für die tiefsinnige, geheime Bildersprache in den gewöhnlichsten Vorfällen und dem täglichen Zusammentreffen; und so lächerlich man die sogenannte Rockenphilosophie gemacht, so viel baarer Aberwitz und Aberglaube in ihr ist, und so wenig sie so, wie sie ist, ausreicht oder auch nur erhellt, so beruht sie auf einer dennoch allgemeinen wunderbaren Tradition, und es erscheint uns in ihr der erste Anfang jenes Blicks in die Geisterwelt, der als der wahre Blick in unser eigenes Inne-

res, als Erfahrung, sich uns immer mehr entfalten soll. Und so macht uns alles auf einen allgemeinen Zusammenhang aufmerksam, und wir entdecken mehr und mehr, daß in den dichterischen Vergleichungen des übersinnlichen mit dem Sichtbaren, ein unmittelbares Verhältniß statt findet, und der Dichter nur als Ohr und Auge für diese wundersamen Harmonien und als Mund, ihre Sprache zu reden, erscheint, daß der s. g. Geschmack auf einem wahrhaft prophetischen Gefühl beruht, und daß er gerade da, wo er mit blos launenhafter Willkühr in seinen Bildern verfährt, sich mehr vom Wesen der Poesie entfernt. In den Schikkungen, im vielfachen Zusammentreffen des täglichen Lebens, giebt sich dem, der aufmerkt, bald eine ähnliche Bildersprache kund, und so schließt sich endlich die Welt des Traums wieder an diese überall uns aufstoßenden bildlichen Andeutungen im Leben an, das Mährchen webt seine umgekehrten Bilder nach den Originalen tieferer Beob-

achtung, auf die Begeisterung der Künste fällt ein überraschendes Licht, das Symbolische in allen Handlungen der alten Götterdienste, wie der christlichen Kirche, erhält uns eine in der Natur der inneren Sprache gegründete Bedeutung; und das ganze Daseyn wird uns zum Organ für ein höheres Leben, das uns umgiebt und unsere Aufmerksamkeit immerdar auf sich hinwenden will. Der Sinn für diese Bildersprache zerfällt in unendliche Sinne, und steigert sich vom Aberglauben zum wahren Schauen im Glauben, wie das menschliche Verhältniß zu Gott von der Furcht zur Liebe. Unglaube ist der Indifferenzpunkt zwischen Aberglauben und wahrem Glauben, so wie zwischen Furcht und Liebe die Gleichgültigkeit gegen Gott steht. Eigentlich ist Unglaube der gröbste Aberglaube.

Man legt einen so großen Accent auf das Sehen bei allen Geistererscheinungen: man sucht sogar durch das Nichtsehen das

Schauen zu vernichten. Ist es denn aber nicht viel höher und beweisender, daß man nicht sehen kann, was man schaut? Wie wunderlich ist aber überhaupt so manches hin und her Reden über eine Geisterwelt, da wir ja selbst eine solche sind, die sich geäußert hat, und da es schwerlich eine andere geben kann, als eine solche, die sich äußert. Darum könnte man wohl noch an der Superklugheit jenes Gemeinspruchs zweifeln: „Ein Geist hat keinen Körper.“ Die Lebensbedingung des Inneren ist ja, daß es sich äußere; ein Geist erscheint, das heißt, er ist, was wir auf unsere Weise sind; wir erscheinen uns ja selbst auch, nämlich als Menschen, unter denen immer noch ein Geist verborgen ist. Wollten die Menschen nur erst über sich nachdenken, so würden ihnen auch wirklich Geister erscheinen, nämlich sie selbst.

Das Gefühl des Blickens in eine nahe Geisterwelt sezt uns noch so sehr außer uns,

anstatt uns recht in uns zu versetzen. Der wahre Beweis unseres Eintritts in diese Region wäre, daß wir nicht mehr erstaunten, sondern mit hellerem, einfacherem Blicke die Massen der Erscheinungen und Begegnisse durchgingen und ordneten. Wem der Blick wahrhaft aufgethan ist, vor dem schlingen sich die geheimen Lebensfaden sichtbar im großen Gewebe, ein prophetisches Wesen redet ihn in jedem Begegniß, in jedem Zusammentreffen an, das Gott ergebene Herz wird ihm der Spiegel, in den die Bilder bald unendlich wohlthuend, bald ernsthaft ermahnend fallen, er ist im Lande der Geister angekommen, das sich allen entschleiert, die im Sichtbaren für das Unsichtbare leben. Nun durchlebt er an jedem Tag lange, reiche Jahre, und die Wunder des Lebens wiegen die Bürde desselben auf. Er liest den Sanscrit der Welt, er entdeckt die Schriftzüge einer göttlichen Hand, und erfährt wie immer mehr alles, was ihm vorkommt, jede Pflanze, jede Entstehung

und Eigenheit, jedes Begegniß, jeder Wink aus dem Blicke des Menschenlebens, die Geschichte und das Geheimniß der Welt erzählt, und alles, was man wahrhaft liest, zugleich als lebendige Schrift im Menschen sichtbar werden muß.

Ahnungen vom Geheimnisse des Daseyns.

1.

Bis zum Menschen hin ist in der Natur das Streben nach Veredlung, nach immer höherem selbstständigem Ausdrucke des allgemeinen Lebens, ungestört und ununterbrochen; es ist ein Keim mit Hüllen von allen Ordnungen umgeben, die Pflanzenschaale zersprengt die steinerne Rinde, eine härtere Kristallisierung im Ei verdrängt die zartere Saamenhülse, und endlich tritt das Thierische hervor und umschließt den inneren Kern des Lebens. Bis zur Entwickelung des höheren Thierischen folgt alle Kraft einem höheren Wink, ringt nach dem allgemeinen Gesetz, welches ihm die Natur ist, mit seinem Widerstande, vermischt sich mit dem Verwandten und erfüllt in eigener Geschäftigkeit und Kindlichkeit den Willen einer höheren Intelligenz. Zwar stellt sich

schon dieser Lichtseite des allgemeinen Erdenlebens in den fleischfressenden und von der Fäulniß lebenden Thieren, in den Giften rc. eine Nachtseite entgegen, die uns auf die dunkeln Schatten des allgemein nothwendig gewordenen Verzehrenden in der Natur lenkt, und auf die allgemeine Verbreitung des Bösen aufmerksam macht. Aber es erscheint als ein noch im Embryo seiner eigenen Freiheit und Nothwendigkeit Begriffenes. Nur im entfesselten Willen ist Freiheit und Nothwendigkeit Eins; die emporstrebende Naturwelt folgt ihrer Nothwendigkeit als Instinkt, die Geisterwelt dem Gedanken der Freiheit. Hier erst ist das eigentliche Reich des Guten und des Bösen, denn hier beginnt die freie Wahl, und daher die unendlichen Störungen und Hemmungen in der Geisterwelt, so daß keine Frage übrig bleibt, daß von ihr allein alle Unordnung in der Welt herrührt, da die Natur überall nothwendig und consequent ist und nirgends ohne Widerstand von ih=

rem Ziele abweicht. Wie die aufgetragenen Farben auf einem Ölgemälde auf ihre eigene Hand gleichsam sich in ein Chaos von Gährung versetzen, aus dem sie dann zur Harmonie versöhnt hervorgehn, und also die Idee des Meisters sich in den Farben selbst im Kleinen reproduciert, so erfüllt auch alles in der Natur mit eigener Lust und Lebensregung den heiligen Willen höherer Ordnung. Sie wollen sich alle dem Verständniß desselben in immer vollendeterem Daseyn nähern, und so laßt uns unter den Gestalten der Natur überall Mitpilger nach dem gemeinsamen Ziel der Rückkehr zum Quell des Lebens erkennen!

Daß die Pflanzen und Thiere uns schon verstehen sollten, können wir nicht verlangen; aber sollten wir sie nicht bald verstehen, in ihrem verborgenen Triebe und Sehnen, ihren Ansprüchen an unsere Theilnahme, die im tiefsten Verborgenen unsers Wesens gegründet ist? Wenn sich mit dem höchst wunderbaren Ahnungen des Alter-

thums von der Thier- und Pflanzenwelt, höhere Liebe in uns verbände, so müßten wir dem Verständniß derselben dicht nahe treten, und unser Wirkungskreis hätte sich erweitert. Würden sie wahrhaft von uns verstanden, so würden sie uns suchen; und der Natur blühte Indien wieder auf!

Viele Thiere bezeigen augenscheinlich Dankbarkeit und Freude, wenn sich der Mensch mit ihnen beschäftigt. Sie kommen seinen Liebkosungen auf den ersten Wink entgegen, und erwarten ihre Erneuung mit Ungeduld. Es ist dies nicht blos das Gefühl der gemilderten Abhängigkeit. Auch das Thier strebt hinauf, zwar nicht zum Unsichtbaren, aber zu einem Sichtbaren von dessen Antliz seine gebückte Stellung es entfernt, es strebt zum Menschen als zum Abbilde seines Schöpfers, es will sich etwas von seinem Geiste mittheilen lassen, und freut sich einer dunklen Empfindung von Veredlung und Intelligenz, indem es der Mensch freundlich anredet und berührt. So

ist z. B. in jener oft so rührenden und so seltenen Treue des Hundes der Veredlungstrieb des Thieres rege, unwiderstehlich wird es in die Nähe eines höheren Wesens getrieben, seine Achtung ist noch Furcht, sein Verlangen noch ein sinnliches Suchen der Spur, aber es kann von dem Menschen nicht lassen, und noch auf seinem Grabe sucht es diese Spur des höheren Lebens das ihm in des Menschen Gestalt als leitender Wille erschien — und indem der Hund, der auf dem Grabe seines Herrn liegt, alle Nahrung verschmäht, erhebt sich der thierische Instinkt über sich selbst, und ein erhabenes menschliches Gefühl scheint sich des Thieres zu bemächtigen und sein Befreier zu werden. — Wie auch der ungestüme Trieb der wilden Thiere für Veredlung durch wahrhaft menschliche Gesinnung empfänglich sei, beweist die Geschichte des Androkles mit dem Löwen, und so viele andere, und überhaupt spricht sich in den wilden Thieren eine Tendenz zur Größe und Erhabenheit

aus, der man noch zu wenig nachgesonnen hat, weshalb auch die sinnreiche Gestaltung des Alterthums, wie der milde Bacchus von Panterthieren gezogen wird, so gar nicht betrachtet wird. Tiefsinnig tritt uns auch hier das entgegen, was die Seelenwandrungslehre über die Natur der wilden Thiere andeutet.

Es würde ein Irrthum seyn, mit einmal in der Erscheinung des Menschen den Trieb der Naturwesen vollendet zu sehn. Der Mensch entfaltet sich, um sich dem Thierischen mehr und mehr zu entziehn, oder es mehr und mehr als heilsame Grundlage seines höheren Strebens zu behandeln. Hier erhalten die Thierähnlichkeiten der Menschenbildung auffallende Bedeutsamkeit, sowohl für ihre nächste Vergangenheit, als für das Leben mit dessen Hülsen sie noch ringen. Es liegt wohl überhaupt in den Ähnlichkeiten der Naturgestalten ein eben so nothwendiger Sinn, als in der Bildersprache überhaupt, und auch hier begegnen uns die

alten Mythen auf tiefbedeutungsvollen Wegen. Nicht blos Mensch und Thier, und Thier und Pflanze lehnt sich hier wunderbar an- und übereinander, in der kleinsten Blüthe spiegelt sich des Sternes Bild und eben so glänzen die Sterne in unseren Augen wieder, weil beide Ein Element verklärt oder verfinstert, und sie zum Schauen Eines Lichtes streben, in dem Sterne Augen, und Augen Sterne des Himmels sind.

Auffallend ist es, wie da, wo die Natur noch mehr sich selbst überlassen ist, wie in Südamerika, ihre Gewalt noch schrankenlos erscheint und alles in großen, gewaltigen Verhältnissen dem Menschen gebeut, wie sie den Menschen noch gar nicht zu achten scheint und ihn kaum in ihre Tiefe locken mag, sondern ihm ihre Schätze entgegenwirft, damit er nur nicht fühllos das Mysterium ihres Schmerzes und Sehnens berühre. Die Natur verlangt, wie das weibliche Wesen, nach dem männlichen Willen der sie sich unterwerfen und sie in höherer Liebe mit sich

selbst verständige, und sie wendet sich vom Menschen, wie das weibliche Wesen vom Manne nur da feindselig isoliert ab, wo der höhere Wille der Versöhnung, ihrer Sehnsucht noch nicht entgegengetreten ist.

Ja die Vermenschlichung ist das Streben der individuellen Naturwesen. Im Menschen sollen sie sich dem Worte der allgemeinen Erlösung nahn, das sie als Geheimniß im dunkeln Weiterstreben, durch Zerstörung, Blüthe, Puppe, Ei, Flamme der Verwesung, in sich trugen, im Menschen sollen sie sich mit freierem Bewußtseyn zur Natur hinwenden und zur Ahnung des Einen, großen Leibes gelangen. Das Alterthum war darum so wunderbar räthselhaft zu den Symbolen hingekehrt die ihm aus dieser Welt des Triebes und Instinkts entgegenkamen, weil es erst auf die Bahn des Sinkenden, des Gewordenen, seinen Blick richtete und es noch nicht mit Zuversicht höheren Glaubens den aufsteigenden Rückweg beobachtet hatte. Das Geheimniß der Metempsychose,

der Thierwelt, war mehr nur einseitig, auf der unteren Hälfte begriffen und geahnet (obwohl so mancher Stral von da auf die obere Hälfte traf), während uns auf der anderen Seite die Erkenntniß unserer höheren Bestimmung zu gleichgültig und untheilnehmend gegen jene Bedeutungen gemacht hat, die doch mit unserem eigenen Daseyn unzertrennlich zusammenhängen. Nimmer hat die göttliche Offenbarung geschwiegen, sie war anwesend im Heidenthum, aber verhüllt, in der Bilder- und Zeichen-Sprache der Mysterien und Mythen. Uns, denen das Licht leuchtet, uns ist es aufgegeben, den Sinn dieser Sprachen erst wahrhaft zu verstehn, und uns zu überzeugen, daß jene Mysterien — der Traum im Schlafe waren.

Das Geheimniß der Natur ruht da, wo die Außen- und Innenwelt sich lebendig berühren. Nicht das Streben nach Außen, nicht das Streben nach Innen allein führt uns zu dieser Kunde; nur wo beides har-

monisch sich verbunden, tagt das wahre Verständniß der Natur, ihres alten Lebens, ihrer Vergangenheit und Zukunft. Und so ist das Kreuz überall die symbolische Figur für jedes Verständniß, und jede Rettung der Welt!

2.

Über unseren Ursprung, über die tiefste Grundlage der Geschichte, beobachtet alles um uns her und der Geist in uns nur so lange Stillschweigen, als wir nicht den Funken in uns, der uns zur leitenden Fackel werden kann, entdecken und zu wahrer Liebe Funken anfachen. Ein Wesen das uns durch Beweise der höchsten Liebe zum Glauben an seine Sendung und Macht bringt, muß uns zuerst Demuth mittheilen, damit unser eitler, stolzer Wahn sich löse oder die eben so schreckliche Verzweiflung an einem jemals

besser gewesenen oder werdenden Zustand — diese Stimmung der unseligen Geister — uns verlasse. Der Mensch will nicht besser gewesen seyn, als er sich findet, er will nicht glauben daß seine irdische Kraft nicht mehr hinreicht, ihn seinem selbstgebauten Labyrinthe zu entreißen, er behängt es mit buntgewirkten Tapeten um sich einzureden daß er nie den Faden gehabt hat und daß er gar keines Fadens bedarf, da er bleiben und vergehen will wo er ist, oder hinkommen, wo er wähnt. Ein solches Weiterkommen findet allenfalls in den Steinen, Pflanzen, Thieren statt, und auch hier wäre es Misverständniß, es ein mechanisches zu nennen; im Menschen aber tritt Besinnung auf den freien Willen ein, und er ist es, der sich Gott nahe bringt oder von Gottes Näherung verstößt, je nachdem er den Gedanken der Vermittelung ergreift oder von sich weist. Aber nur Liebe will wahrhaft. Diese Liebe setzt Glauben, Glauben setzt Bedürfniß, Bedürfniß Mangel voraus. Ja wir

darben! und es ist uns erlaubt das Gefühl zu hegen, daß wir von hoher Abkunft sind und auf eine trübselige Weise verarmten. Sind wir ohne unsere Schuld von den Stufen des Thrones gesunken? ohne unsere Schuld verarmt? — Ein jeder frage sich selbst ob das, was ihm fehlt, nicht die wahre Flamme der Liebe ist. Wir sind erstarrt, denn wir haben uns von der Sonne entfernt. Ein jeder prüfe sich ob die Funken die er bisweilen durch sein Herz und Inneres fliegen fühlt, ihm nicht eine tiefe Finsterniß seines Wesens erhellen? Ein jeder lerne sein eigenes Herz kennen! und er hat die Geschichte der Welt. Die Geschichte ist wahrhaft die große Geschichte des Herzens.

Nur Demuth und Glaube führen in's Heiligthum der Geschichte, in den Vorhof der Ewigkeit. Die Demuth, die den unendlichen Mangel, das große Bedürfniß, aber auch die unermeßliche Gnade im göttlichen Geschenke der bildenden Zeit fühlt, auf welche der Himmel selbst seine segnende Hand ge-

legt, — der Glaube, der in Gott den Anfang und das Ziel der Dinge sieht, denen ein Befreier geworden ist. Der Glaube ist das emporgehobene, die Demuth das gesenkte Auge der Welt. Ohne Glauben und Demuth — herrscht Blindheit. Ihnen allein füllt sich die Finsterniß mit leuchtenden Sternen. Die Liebe aber ist das Herz der Welt, das die Augen bewegt sich zu heben und zu senken. Die Demuth ist zugleich Hoffnung genannt; und die Liebe ist die größeste unter ihnen.

3.

Sinken ist der Beginn des gegenwärtigen Zustands. Darum bezeichnet das Symbol der Schwere, das Gestein, den Anfang der jetzigen Zeit. Der Eintritt des Wachsens, des Triebes aus innen heraus, ist der Anfang des trostreichen Rück-

wegs der Zeit. Das Beginnen der Vegetation bezeichnet daher ein neues, schöneres Leben, die Verhältnisse kehren sich nun um, und ihre Extreme des Gewordenseyns und des Werdens berühren sich; wunderbare Zwischenwesen aller Ordnungen, sind die ersten Fingerzeige des aus der Erstarrung wiederkehrenden Lebens, und der ersten Entwickelung des superioren Individuellen aus der allgemeinen Masse. Der Kreislauf des Organischen bezeichnet die tröstliche, vorwärts deutende Verwandelung der Verhältnisse; darum beginnt es mit Werden und sinkt, um immer voller wieder zu werden, und so dem Seyn immer näher zu kommen. In ihm wird der große Lauf des gesammten Lebens sichtbar, und tiefsinnig folgt der Herbst auf den Sommer (das Symbol des Seyns), und der Sommer kehrt nach dem Werden (Frühling) zurück. So ist alles Sinken in der Zeit zugleich das Bild voll schmerzlicher Erinnerung und voll tröstlicher Hoffnung, und so hat der Herbst

und alles, was ihm gleicht, in uns und um uns her, zwei Angesichter wie Janus, das eine zum Leben, das andere zum Tode gewandt, und beide vereint nur der Tempel des wahren Friedens.

Der eigentliche Eintritt der Zeit ist der Wendepunkt der Natur, Umkehr von der größten Distanz gegen den Punkt des Ausgangs. Das Irdische existirt im Starren gleichsam nur im Raume, ohne Zeit, als versteinerter Rückblick der Vergangenheit, geworden, aber für Daseyn und Werden unempfindlich, eine versteinerte Ewigkeit, an welche noch wie Wellen des alten seligen Elements, aber unruhig und düster, die Wasser, die Flammen, die Flügel der Atmosphäre schlagen. Streben nach Individualisirung ist das Zeichen, daß diese alten Grüße ein Leben im starren Körper aufgeregt haben. Die Zeit erwacht nun gleichsam erst, als befreiender Geist des verendlichten Raumes, und das Vegetieren ist ihr sinnreiches ewig redendes Bild.

Wir werden die Welt, das Leben, die Verhältnisse, uns selbst, nimmermehr verstehn, wenn wir den gegenwärtigen Zustand in ununterbrochener Progression vom Anfange des Daseyns, aus Gott herleiten. Auf diesen Irrwegen treten uns so viele geistreiche Ansichten entgegen, die doch durchaus schief sind, so viele Blicke, die sehr gründlich gethan zu seyn scheinen und doch auf der Oberfläche blieben. Der ganze Sinn kann uns erst tagen, wenn wir zwei Zustände von einander unterscheiden und ihre entgegengesezten Pole zusammenhalten. Die Nothwendigkeit, die uns umgiebt, ist nicht das unmittelbare (nothwendige) Produkt der Freiheit, sondern der verlorenen Freiheit, und wir sollen in ihr wieder die Freiheit entwickeln, sie zu lösen. Wir müssen uns also in ihr empfinden, um sie kennen und ermessen zu lernen, und uns über sie stellen, um sie durch wahre Freiheit zu veredeln.

Allerdings haben in einem gewissen Bezuge diejenigen recht, welche das Teleolo-

gische in dem gegenwärtigen Weltzustande bewundern, indem wir doch nicht den eigenthümlichen und urschönen empfinden können. Die jetzige Schöpfung ist nämlich durchaus nicht blos eine progressive Deterioration. Allerdings ist die gegenwärtige Weltordnung höchst teleologisch. Nämlich, sie dient dazu, uns auf allen Seiten Gelegenheit zu geben, uns wieder einer noch besseren würdig zu machen, deren eigentlicher Vorzug in ihrer Ewigkeit begründet gedacht werden muß. Ein vollkommnerer Zustand des Äußeren würde jenes nicht hervorbringen. Das vollkommnere Äußere muß erst *in uns* gegründet seyn, es muß aus uns herauskommen. Insofern erkennen wir also das Zweckmäßige der jetzigen Weltordnung aus ihrer in uns liegenden Nothwendigkeit; wir erkennen das Gesetz der ewigen Weisheit darin, daß dies gar nicht anders seyn kann. Unsere Bewunderung dieser Weisheit ist also der der *Optimisten* gerade entgegengesetzt; ihre Bewunderung ist sehnsuchtslose Prosa, und dient der Poesie zur Verwunderung.

Unmöglich kann man das Sinken, das uns alle Erfahrung von innen und außen, als den Anfang des gegenwärtigen Zustandes angiebt, unmittelbar von Gott ableiten. Aus Gott unmittelbar konnte nur das in seiner Art Vollkommene entstehen, und mußte in ihm gehalten bleiben, solange es in wechselseitiger Liebe bestand. In Gott war das Leben der Schöpfung, und was von ihm ausgieng, das gieng kreisförmig aus, das heißt, als Wiederstral des ewigen Centrums, es entfernte sich nicht in infinitum, sondern es war peripherisch in's Unendliche. Die Entfernung in infinitum ist der Anfang der Zeit und diese Linie würde ins Unendliche fort abwärts von Gott gegangen seyn, wenn ihr nicht Gottes Vermittelung Einhalt gethan und sie wieder nach der Kreisform umgebogen hätte. — Im Alterthum stritt man sich, was früher gewesen sei, das Huhn oder das Ei. Man kann wohl annehmen, daß beide Theile recht hatten, je nachdem man von der Schöpfung

überhaupt oder von dem Anfang dieser Schöpfung spricht und Huhn und Ei nur symbolisch im großen Sinne der Physik versteht. Das Vollendetere steht nach dem Seyn zu, das Werden beruht auf dem Vorhergange des Sinkens, das Ei bezeichnet die zweite Schöpfung (oder das Symbol der ersten aus Nichts — Null). Den Zwischenzustand zwischen dieser und der ersten Schöpfung muß man als den eigentlichen Sturz betrachten. Die Welt sank (und dies ist die Nachtseite vom Mysterium des Herbstes), sie erstarrte (die Nachtseite vom Mysterium des Winters), sie wurde vom Brüten der Liebe wiederbelebt, der Geist Gottes schwebte über den Wassern (Frühling).

4.

Die ewige Treue der Liebe hat den von ihr Entfernten diese Erde als den Ort an-

gewiesen, von dem aus sie sich wieder emporringen und ihrer alten Heimath durch den veredelten Willen entgegenstreben sollen, — wenn sie sich in Demuth den Bedingungen unterwerfen, ohne welche diese Annäherung nicht statt finden kann, weil Gott nur aus freiem Willen geliebt werden kann.

Unaufhaltsam ist die Wanderung des individuellen Lebensgeistes. Die Wesen der Natur, bis an den Menschen hin, treibt Wachsthum, Zeit, Instinct, zur stufenweisen Veredlung hinan; schon in einzelnen Thieren erwacht der dämmernde Funke einer Sehnsucht; bis sich im Menschen das Bewußtseyn frei über den Körper erhebt wie der Pflanzenstengel über die dunkle Wurzel in der Erde, — der Mensch mißt Himmel und Erde, und beide soll er in sich vereinen. Bis zu ihm hinan waltet das liebevolle Gesetz das alles nach der höheren Intelligenz zurücktreibt, und die Natur ist der fruchtbare Boden dieser strebenden Erscheinungen;

im Menschen ist die Natur concentriert, in ihm soll sie wieder der Spiegel werden, worin Gott sich beschaut, im Menschen soll sich das dunkle Streben zur Sehnsucht, zur Liebe und selbstbewußten Hingabe entwickeln, im Menschen soll es klar werden daß die Natur eines Heilandes froh werden soll und ihre alte Herrlichkeit wiedererlangen wird wenn ihr Wille sich im Menschen geläutert hat — göttlich ist des Menschen Bestimmung. Was in den anderen ein kindliches, bewußtloses, unhemmbares Nachfolgen ist, das wird im Menschen ein freier liebender Wille, — er darf nicht hoffen, diese unendliche Reiselust die er empfindet, gleichsam auf mechanische Weise zu stillen, er darf sich nicht darauf verlassen, durch den Tod unbedingt mit der Ewigkeit verbunden und von dieser verherrlicht zu werden. Die Reife des Herzens, die er hier erlangte, entscheidet. Alle anderen Kräfte und Eigenschaften entwickeln sich an den Gestirnen des Lebens die immer wandeln; das Herz wendet sich

selbst der Nacht oder der Sonne zu, und von dieser Richtung wird den anderen Kräften und Eigenschaften das Element angewiesen, in dem sie wohnen. — Tiefsinnig sind darum jene Ahnungen, die sich in der alten Seelenwanderungslehre, in vielen Mythen aller Völker (z. B. Osiris, Proserpina, Adonis, Pollux), in den alten Ansichten von der Schatten- und Unterwelt, vom Fegefeuer ausgesprochen haben. Ihnen allen liegt eine tiefe Wahrheit zu Grunde, welche sich in ihnen zum Theil bildlich und allegorisch ausgedrückt hat. — Es soll dem Menschen klar werden, daß dieses Erdenleben eine große Bildungsanstalt geworden ist, durch welche eine alte Verwilderung gehoben und die Rückkehr eines würdigeren Zustandes vorbereitet werden soll. Der Mensch soll sich zum allgemeinen Bewußtseyn dieses gemeinschaftlichen Zustands erheben, er soll der Punkt seyn, auf dem sich das Irdische wieder mit dem Göttlichen verknüpft, (darum die Menschwerdung Gottes). Er muß

vom Standpunkt seines eigenen Innern aus die Vergangenheit durchmessen und in dies Werdende hinausblicken. Sehnsucht nach Gott, nach Verklärung der Natur in Ihm wird ihn ergreifen. Ein Befreier von oben muß ihm erscheinen und ihm die Hand reichen. Nun wird das Leben bedeutsam und wichtig. Es zeigt sich der Strand des unendlichen Meeres, ein Anker ist in den bodenlosen Abgrund geworfen, das Kreuz hat die Tiefe des Irdischen gemessen, die Arme der Liebe haben sich ausgebreitet und den unermeßlichen Raum ausgefüllt, der die Welt von Gott, den gesunkenen Stern von seiner Sonne trennte. Nur Gott konnte uns wieder mit Gott verbinden, in uns selbst verloren wären wir geblieben, preisgegeben wie Ixion dem ohne Stillstand rollenden Rade der Zeit, in uns selbst verschlungen und doch außer uns! Aber Gott hat menschlich in dieser Natur gewandelt, sich dem Menschen durch seine Liebe, durch seine Macht über die Natur verkün=

digt. Zurückstreben zu Gott ist nun das große, klare Ziel des Lebens. Die Erde hat einen höheren Sinn. Die Zeit hat den Character des furchtbaren progressiven Sinkens verloren, sie ist aufgehalten worden, und steigt nun in parallelen Dimensionen wieder empor. Die Natur- und Zeitgewalt unterwirft sich dem alten Geiste der Ewigkeit. Und so sehen wir, wie sich im Menschen mit einmal der dunkele Trieb der ganzen Natur ausgesprochen hat. Das Wort ist klar und bestimmt, es bleibt dem Menschen über den Sinn kein Zweifel übrig, und ein allgemeines Streben ist in ihm zum großen Beruf mit einer unendlichen Verantwortlichkeit geworden. Unermeßlicher Verklärung ist der Mensch fähig der Erd' und Himmel mit diesem Blicke durchmißt, und er ist es, der sich mit jenem Geisterreich das die ganze Natur gleichsam als Saite berührt, wundervoll verständigt.

5.

Die Kindheit ist darum der goldene Morgen, der erste Frühlingshauch unseres Lebens, weil sie das Bild des Werdens an sich trägt. Alles, was schön und herrlich seyn soll auf Erden, erfreulich und selig, das muß im Zustande des Werdens begriffen seyn. Darum besteht die höhere Kindheit im Menschen, von der man so oft redet, ihrem innersten Wesen nach in einem höherem Werden. Werden ist die herrliche, lichte Erscheinung dieses Erdenlebens. Werden ist die Region der Sehnsucht, des Glaubens, der Freiheit, der Hoffnung und Liebe, Werden die Befreiung von schwerer Nothwendigkeit, der frohe Sieg des Geistes, der Eintritt in sein wahres Reich, seine Zurückkunft in den Himmel der sein Innerstes als Aussicht nach Morgen und in den Frühling, in die Liebe und Kindheit, begränzt. Werden ist der große Lebenshauch der Geschichte, Werden das frohe Auf-

erstehungswort der Natur, Werden das süße geheimnißvolle Wort der Geschlechterliebe, die Welt unter dem Herzen der Mutter, die Begeisterung des Dichters, das Morgen- oder Abendroth jedes Bestrebens, des Volksvaters, des Königs, wie des Bienenvaters und des stillen silberlockigten Gärtners. Diesem göttlichen Sinn des Werdens zu verklären, erschien der Befreier zuerst als Kind, und verschloß in sich der Zukunft unendliche Fülle; und aus demselben Grunde konnte er nicht irdischerweise Greis werden, ehe er starb, — denn das Bild des Sinkens war dem Tode fern, der die Welt wieder erhob, sie heimzubringen dem Alten der Tage!

Nie kann uns das ganz befriedigen, was um uns, vor uns, aus dem, was wir erwarteten und erstrebten, geworden ist; denn rastloses Sehnen nach unaufhörlichem Werden ist unser innigstes Lebensgefühl, das alles Gewordene überdauert, und darum immer jung über Gräbern und abgestreifter Blüthe wohnt, allein übrig bleibt von allem,

was uns diese Erde beut; und wir reifen, je mehr wir uns ungetheilt diesem Streben zu werden hingeben, und ihm freudig alles weihen, was irdisch ist. Denn was irdisch wird, muß endlich geworden seyn, und so seine zeitliche Gestalt dem allgemeinen Leben zurückgegeben haben. Wir aber streben über dies Leben hinaus, dessen Bleibendes nur der nimmer rastende Kreislauf ist, das blühende Rad, das immerdar ausschlägt und immerdar im Rollen die eigene Blüthe zermalmt. Die Lust am Werden ist ein Sehnen zu Seyn, ein Heimstreben in das wahre Element des Geistes. Aus diesem Element des Ewigen sind wir herausgetreten, darum leben wir zwischen Vergangenheit und Zukunft und haben keine Gegenwart, als den Augenblick, und halten uns darum rastlos an Vergangenheit und Zukunft. Darum zertheilt sich das schöne klare schlanke Gewächs des Lebens in Saamen, Blüthe, Frucht. Der Augenblick ist allemal eins von diesen dreien, und die Augenblicke,

wo Saamen, Blüthe und Frucht Eins zu seyn scheinen, sind die welche an das Ewige gränzen, in welchen der stralende Lebensbaum des Himmels sich über uns zu breiten scheint. Sie sind nur darum rasche Blitze, weil das milde, gleiche Stralen nur dort ist, wo keine Unterbrechung waltet und die Lampe der ewigen Ruhe leuchtet. Die höchste Hoffnung der Zukunft ist, daß es keine solche Zukunft mehr gebe, wie wir sie kennen; daß wir in das Element des Ewigen heimkehren; und dies vollbringt die ewige Liebe.

Ja es giebt keine volle Gegenwart auf Erden; es ist alles geworden, wie es nicht gewesen, und dies ist der tiefe ewige Schmerz der Erde; und es ist alles im Werden, daß das Alte sich erneuere, daß das Wesen ewig sei; — dies ist der sich immer erneuende Frühlings- und Jugendblick der Erde, ihre Atmosphäre, wie jenes ihre dunkele Tiefe, ihre Schwere. Nur dieser große zum Werden hingewendete Blick ist der wahre Prophet bei der Betrachtung der irdischen Dinge, un-

serer Hoffnungen, Saaten und Erfahrungen; das Gewordene kann uns nie befriedigen, denn es soll uns nie befriedigen, nur da wo das allgemeine Streben zum Werden gefühlt wird, wendet sich alles vom Tode zum Leben, wird leiser Flügelschlag unter jedem Aschenhaufen unserer Habe und Hoffnung vernommen, feiert ein ewiges Ostern das liebende Gemüth. Und darum ist uns der Anblick der Natur, der regen Geschöpfe, des allgemeinen Keimens und Treibens, so unaussprechlich wohlthuend und erfreulich. Darum drängt es uns oft aus der Menschenwelt in's Freie und Einsame hinaus. Die, welche das allgemeine Sehnen und Werden erst aus sich verstehen sollten, misverstehen sich häufig selbst; das halb Bewußtlose, das mehr einen Drang, als einen Willen hat, entwickelt sich immerfort geschäftig und kindlichgut im Sinne des großen Lebenstriebes, aus dem Geheimniß der heiligen Zahlen heraus, und für uns strebt das alles sichtbar zum Menschen, und im Menschen zu Gott. Wohl ist alles was

geschaffen ist, um des Menschen willen da; aber nicht in seinem kalten, engherzigen Sinne. Es ist da, in seiner vielfach wundersamen, überall symbolischen Gestalt, daß es menschlich werde, und im Menschen weiter heimstrebe in's unendliche Reich. Und der Mensch, das erste, laute, bewußte Wort für dies allgemeine Streben, bringt eben diese Sehnsucht in sich und durch sich in Verwirrung? Unselige Geister, die ihr die allgemeine Entkleidung veranlaßtet, wollt ihr dem Wesen der Dinge sogar nicht die Hand bieten, nachdem euch das Licht der Rettung geworden? Ihr versteht nur dann die Natur, wenn ihr die allgemeine Gesunkenheit und den allgemeinen Drang zum Werden deutlich in euch vereinbart, aber ihr könnt sie nicht verstehen, wenn euch nicht diese dunkle Sehnsucht, diese stumme Trauer, mit klarer Macht ergriff und ihr innig schwört, das eure für die Wiedervereinigung zu streben, — nur Liebe, Glaub' und Hoffnung, welche die wahrhafte Liebe in sich schließt, lesen und lösen die Hieroglyphe

der Natur! Wollt ihr der Welt, den Menschen, der Erde, euch selbst, etwas seyn, — so strebt mit ihnen — zu werden! Denn werdend nahet ihr dem Seyn, wie dem Sommer der Frühling.

6.

Wir finden die Verhältnisse des Sinkens und des Steigens in allen Richtungen und Dimensionen wieder: in der Natur, in der Geschichte, in den Jahrszeiten, u. s. w. Aus eben dem Gesichtspunkte muß man die s. g. Masse in der Menschheit betrachten. Das Rohe und Wilde, das Unempfängliche und Schwere deutet ganz gewiß nirgends einen Anfang, sondern ein Gewordenseyn an. Wie sich aber dies Gewordene, dies Rohe, dies Schwere, in der Erde zum Boden für die neue Welterzeugung durch den Geist der Menschheit umgekehrt hat;

so ist diese irdische Masse unter den Menschen der Punkt, aus dem es sich wieder erhebt, aus dem es wieder in's Wachsthum geräth. Diese Masse hat sich da consolidiert, wo das heilige Geschäft des eingetretenen Erdenelends, der Ackerbau und Hirtenstand, verwilderte, Selbstsucht das Pflugeisen und die Sichel in Schwert und Pfeil, den sanften Hirtenstab in die feindselige Schleuder verwandelte: und auch hier, wie überall, strebt die ewig geschäftige Sonne des Lebens, aus dem übel wieder Keime des Bessern zu entlocken. Wie die Erde die Grundlage geworden ist, von der das gesunkene Leben nach seinen Progressionen ausgeht, so ist die s. g. Masse das irdische Element, der Leib des Menschlichen, der seine Individuen anderen edleren Ordnungen rastlos zuschickt, als großes Individuum selbst aber nicht aufhören kann, bis die allgemeine Reife der Menschheit vollzogen ist. Daher misverstehen die den Bauernstand so sehr, welche ihn jezt im Ganzen, wie er ist, für ihre soge=

nannte Aufklärung fertig haben wollen. Anstatt Licht, werden sie ihm Finsterniß bringen, das Wachsthum des Menschlichen überhaupt würden sie mit Aufhebung dieses Standes als solchen zerstören; denn das Licht ist der Punkt, der nimmer verrückt werden kann, und das man daher nicht nach Willkühr nahe bringt; nur eine Näherung von innen vermählt mit dem Lichte, das zu dieser Näherung lockt. Wie die Pflanze diese Vermählung vollzieht, indem sie sich aus dem dunkeln Boden emporarbeitet, der ihre Mutter war, so richtet sich das entartete Thierische im Menschen allmählich zum edleren Menschlichen empor und die Masse ist die bleibende Grundlage, auf welcher diese Vorgänge in den Einzelnen vermittelt werden, auf welcher der Stoff der allgemeinen Veredlung ruht. Wir erblicken darum in der Masse die Grundzüge des Menschlichen, wie in den Gebirgen den Knochenbau der Erde, aber die Veredlung zur höheren Schönheit nimmt erst mit der geistigen Ausbildung

zu, wie mit dem Eintritt der Vegetation das Schrecken, das Starre, das Harte aus der Natur weicht, und eine schönere Lebensseele ihr Antliz, sinnige Umhüllung den nackten Gliederreiz, umspielt. Darum hat auch die Masse ihre Wurzel und ihren Halt im Sinnlichen, in einem Aberglauben irgend einer Art. Ihr Mensch, ihr Gott ist sinnlich, und beide sind in ihrer Vorstellung einerseits näher zusammengerückt, andrerseits durch die Scheidewand der Furcht getrennt. Wie sehr der Aberglaube mit der Furcht (der Rohheit der Liebe) zusammenhängt, sehen wir aus dem Eindrucke, den prophetische Zeichen und die Traditionen aus der alten Bildersprache auf die Menge machen; sie fürchten sich vor den Kometen, sie sehen in allem nur erst noch das abwärts Gehende, die Strafe, die Zuchtruthe, nirgends das aufwärts Leitende, die sanfte Hand der Liebe. Glaube ist der Masse höchstes Bedürfniß: abe ganz Geist und Wahrheit kann dieser Glaube noch nicht seyn, der Glaube aber,

um in alles einzudringen und es zum wahren Schauen zu fördern, durchwandelt viele Formen, denn die Liebe sendet ihn, die alles umschließen, pflegen und versöhnen will. Daher der Gräuel im Heidenthum, wo es diesen Aberglauben im Volk, anstatt ihn zum Guten zu kehren, zur Grausamkeit und Wollust wendete; daher das Bedürfniß eines ceremonienreichen Kirchenthums für das Volk, daher die Nothwendigkeit und Gewalt des Katholicismus, aber auch seine Pflicht, die Keime des Freien nicht zu unterdrücken, sondern in Geduld und Weisheit zu pflegen. Dies ward in ihm vielfach versehn, und darum mußte das in ihm verschlossene Element des Protestantismus aus ihm heraustreten. Alles wächst in Potenzen, und das Zeichen des Wachsthums hienieden ist, daß sich das Wesen aus dem Sinnlichen ins Übersinnliche erhebt, daß der wahre Sinn des Innern sichtbar werde.

7.

Der Mensch verwandelt die Zeit. Sie, die allgemeine Führerin der verendlichen Wesen, wird von ihm geführt, er wird ihr Auge, sie ist sein Fuß. Er ist Bürger der Ewigkeit, sobald das innere Auge ihm aufgethan ist, und die Zeit ist nur der mütterliche Boden, in dem er wurzelt, um die Stoffe desselben veredelt zur Region des Lichts zurückzuführen. Die Zeit befreit die Wesen bis zum Menschen hinan, im Menschen beginnt die Befreiung der Zeit selbst, sobald er liebt, glaubt und hofft.

Den Zustand der gesunkenen Geister, welche die Hand der Vermittelung nicht ergreifen, kann man sich nicht anders vorstellen, als in einem rastlosen Kreise der Zeit, der sich in sich selbst herumdreht, weil sie nicht über einen gewissen Punkt hinauskam, und also rastlos sich in selbst umwenden muß, ohne je ein anderes Ziel zu haben, und jenes Sinnbild der Ewigkeit, die in sich selbst auf-

geht, bleibt jenen, des Sinnes der Liebe entkleidet, sehr bedeutsam als Bild der Schlange zurück, die in sich selbst verschlossen ist.

Scheu in diesen furchtbaren Ring eingeschlossen zu werden, hat zu allen Zeiten die Gemüther der Menschen ergriffen. Sie ahnten vielfach den Mittelpunkt, in dem der Mensch, des ewigen Lebens noch untheilhaft, noch fortwandelnd im Labyrinthe der Zeit, die Hoffnung der Rettung bewahrt.

Die göttlich begnadigte Zeit wandelt ihren entgegengesezten, großen Gang fort. Der Mensch aber ist frei, d. h. wahlfähig, ob er frei werden, oder abhängig bleiben will. Bis zu ihm hin wird alles Lebendige durch Abhängigkeit (Instinkt) zur Nähe der Freiheit hingetrieben. Der reifende Mensch hat die Wahl, den umgekehrten Weg zu gehn. Er steht zwischen der Finsterniß und zwischen dem Licht, und zwischen Zurücksinken und Emporwachsen: er kann mit dem Fuß in den Boden zurückwurzeln (bedeutend sind von dieser Seite in den Mythologien die Ver-

wandlungen als Strafen), er kann das Herz gen Himmel schwingen. So kann er auch im irdischen Verhältnisse sich zur Masse zurückwenden und also wider den Strom der Zeit schwimmen; und diese Willkühr hebt den Einwurf derer auf, welche in der Verkehrtheit der Einzelnen den Widerspruch in der Ansicht vom progressiven Wesen der Zeit finden. Nur der tritt in wahre Harmonie mit dieser geseegneten Zeit des Irdischen, nur in dem schreitet sie, der den festen Willen in sich gereift hat, zu Gott zurückzustreben. Ihn hält nichts mehr auf. In ihm vollendet sich die Erde. Sie wird niemals anders vollendet werden. Die Geisterwelt reicht ihm die Hand, denn er hat sie verstanden, er hat die Saiten in sich für die höhere reinere Berührung hergestellt. In diesen Gemüthern schreitet das Irdische zum Ewigen zurück. Sie ergreifen das Sehnen der Natur, der Geschöpfe, sie werden von theilnehmender Liebe erfüllt, das Gefühl Eines Geistes und Leibes hat sie ergriffen, sie füh-

len das allgemeine Herz in dem ihren schlagen und heben es zu Gott empor. Sie ziehen der Erde voran, in die Heimath.

Zurückschaudern müßte man, in Trauer und Besorgniß, vor jener freien Wahl des Menschen, an welche das Geschick seines Sterns geknüpft scheint, wenn nicht eben da, wo er zwischen Finsterniß und Licht wandelt, das Ewige in die Mitte der Zeit, des Herzens träte und durch wundervolle Liebe, unermüdliche Treue, immerdar auf die Schwere des Kampfs Rücksicht nehmende Nachsicht, rastlose Nachhülfe und Führung, kindlichen Ruf in die Arme des Vaters zurückzukommen, immer von neuem für ihr Reich kämpfte, immer von neuem die unendliche Entscheidung auf sich zu nehmen, bereit wäre, und den Menschen bis zum lezten Hauche den Augenblick frei ließe, auf dessen Entscheidung das Geisterreich wie die Erde wartet.

Von der treusten Liebe dürfen wir glauben, daß sie schon in der Regung eines

kindlichen Sinnes, in der schwachen Richtung seines sich erst freimachenden Strebens nach ihr, die Äußerung eines besseren Willens nachsichtig festhält, — denn bei der Überzeugung, die uns dies Leben giebt, daß so manches Streben sich nur andeutet, nicht ausspricht, würden wir sonst vielfache Unruhe über die menschlichen Zustände haben.

So werden auch unter den Menschen noch viele durch ihr ganzes Leben hin von der Hand der Zeit geleitet, welche freundlich die Pflanzen- und Thierwelt führt, und nur Einzelne werden Führer der Zeit in die Thäler des Friedens.

Die Herrschaft des Finstern ist vorüber, die Zeit, die uns abwärts stieß, ist uns wieder eine Freundeshand geworden, die uns auf den Weg des Lebens leitet. Christus herrscht und das alte Licht zieht mit ihm in die Herzen ein, wie die Sonne mit dem Frühling in's wieder geöffnete Haus. Wir erwarten nichts von dieser äußeren Zeit, die nichts in ihrem Umlauf hemmen kann, als

daß sie hingehe, und sterbe; aber daß reif und selig sterbe, was in ihr stirbt, reif zur Ewigkeit, die vor der Zeit war und nach der Zeit ist und auch in der Zeit ist, aber unsichtbar und nicht ausgebreitet, sondern ein Punkt, wie das Diadem der Milchstraße. Nicht von der Zeit erwarten wir unsere Heimkehr; sondern daß in ihr das Herz reife. Die Zeit ist ein Bote, der vor unserer Heimath todt niedersinkt. Alles erwarten wir von der Kraft, die uns gegeben ist, jenen Punkt des Ewigen zu treffen und ihn zum Mittelpunkt unseres Herzens zu machen.

Die Welt ist die große Sonnenuhr, welche der Lauf der Zeiten umschreibt. Sonnenstrale, Stundenweiser, Magnet, Menschen- und Zeit-Alter, gehören zu Einer Uhr. Die Welt war ihrer Polarität nach immer auf die Figur des Kreuzes gegründet, der wahre vollkommene Mensch paßte sich darauf, und vereinte so in sich die Figur der Welt, die aus ihm einst ausgegangen war. Der Um-

lauf der Zeit um den Raum ist eine Erdendauer. Vielleicht zeigt der Kreislauf unseres Sonnensystems eine Terzie, der des Systems, zu dem das unsre gehört, eine Secunde, das beide umschließende eine Minute u. s. w. auf der großen Sternenuhr an, deren Umlaufszeit eine Schöpfung ist. Jeder Blutumlauf, jede Uhr, jeder Sonnenlauf ist der Prophet der Welt. Die Zeit an sich kann nichts als den Raum mittheilen, der Raum an sich nichts als die allgemeine unendliche Anziehungskraft empfinden: aber der Mensch, der wahrhaft im Geist reifende Mensch, soll nach der großen Sonnenuhr mehr und mehr das Leben ergründen, und stellen.

Und so ist es uns durch alles bestätigt: nur in uns ist Heil und Befreiung; aber wir können es dort nur finden, wenn wir den suchen, in dem sich des Wesens alte Liebeskraft erneut und die Umwindung des Irdischen zu höherer Umarmung sich verklärt.

8.

Sinken, Steigen, bleibt das Wort, das die Geschichte und den Zustand der Welt allein erklärt, und den wahren Standpunkt der Ansicht und des Strebens zeigt. Allerdings erscheint vielen, sogar solchen, die sich der Wissenschaft der Geschichte anmaßen, Steigen und Sinken, Sinken und Steigen als Prinzip der Geschichte, aber nur in dem Sinne, wie der Balken, auf dem sich Knaben schaukeln, rastlos abwechselnd und ohne Ziel bald auf dieser bald auf der andern Seite steigt und fällt. Ihnen ist ja das ganze Leben ein dürres Holz, ein Balken, auf dem sich Leib und Seele prellen.

Das eigentliche allgemeine Sinken ist die Tradition der gefallenen Geister. Der Mensch bezeichnet eine neue Schöpfung, eine Umgestaltung aus Tod in neues Leben und Streben, und das menschliche Sinken erscheint als ein zweites, das man jedoch sehr bald wieder in ein Werden sich verwandeln sieht,

denn die wahre Geschichte des Menschengeschlechts ist, bei allen einzelnen Abweichungen, auf ihrer Lichtseite ein Werden, das sich mehr und mehr an das Seyn wieder annähern soll, wie dies Gottes Absicht bei des Menschen Schöpfung gewesen war.

Zwischen Licht und Finsterniß steht der Mensch, zwischen zweien Geisterwelten, die nicht von außenher, sondern in ihm selbst auf ihn einwirken, und je nachdem das Finstere als Element oder Widerstand des Lebens ergriffen wird, wandelt der Engel im Menschen auf dunklem oder lichtem Pfade, abwärts oder aufwärts. Wir stehen hier mit einmal in der Nähe aller Sagen von Seelenwanderung, Genien, gefallenen Geistern, und vielfachen Mythen des menschlichen Geschlechts. Die Verbannung auf die Erde, welche immer noch so vielen als Ungerechtigkeit erscheint, ist erklärt, sobald wir die gesunkene Geister- und die Menschenwelt näher zusammengerückt haben. Der alte Glaube von einem Urbösen in den Kindern,

wäre gerechtfertigt. Es erklärt sich uns der alte immer rege Stolz des Menschen, sein vielfacher Leichtsinn, seine tausendfache Unruhe und Unzufriedenheit, seine höheren Ansprüche; zu seinen unendlichen Kräften und oft unverhältnißmäßigen Anlagen, ist der Schlüssel gefunden. Ohne jenen dunkeln Blick in eine große Vergangenheit, giebt es gar keine Begeisterung im Menschen. Der Mensch langt und tappt rastlos weiter zurück, als er sieht, und jener unsägliche Drang nach Zukunft, nach Besserung, nach dem Tode selbst, ließe sich aus bloßem überdruß, und aus dem bloßen Hier nimmermehr ausreichend erklären. Unser Geist hat eine andere Heimath, sei es nun, daß er in der That, wie hier angedeutet worden, zu solchen Geistern aus den Gefallenen der Urwelt gehört, denen eine Wiederannäherung an das ewige Gut, an das Licht, im Kampf mit der Finsterniß, in der sie noch stehn, durch mannichfache Wanderungen und Gestaltungen möglich gemacht wird, oder daß

er erst in der Umschöpfung aus göttlichem Hauche hervorging, daß sich die Natur in ihren Erzeugungen bis zu ihm hinan gesteigert hatte, gut gewesen war in diesem Triebe neuer Sehnsucht, und nun der Mensch als schuldloses Kind auf diesem allgemeinen Mutterschoos erschien; er hat eine andre Heimath, und sobald dies dunkle Gefühl in ihm erwacht, ist er der wunderbare Fremdling auf dieser Erde, der sich immer verirrt und immer von neuem wandert, den ihr Gastmal beständig lockt und ungesättigt läßt, und der nur dann in Ruhe, Geduld und wahrer Sehnsucht weiterwandert, wenn ihm ein himmlisches Licht über die Beschlüsse der Zukunft, von der er die Versöhnung mit schönerer Vergangenheit erwartet, aufgeklärt hat. Nur Demuth und Glaube zeigen die wahre Vergangenheit und die neue Herrlichkeit, nur Sehnsucht und Treue führen uns heim in den Schoos jener Liebe, der ewig den verirrten Kindern offen steht und wo der verlorene Sohn im Vater alles wieder-

findet. Wir erkennen nun die unaussprechliche Wohlthat, die uns Gott erzeigte, daß er uns in dies Prüfungsland versezte, wo durch den Kampf mit dem Druck und dem Widerstand, mit Beschwerden und mancher Noth, die höhere Freiheit in uns wieder entwickelt, der Wille geläutert und die Seele wieder fähig gemacht werden soll, heimzukehren des Geistes ewigem Element. Wir betrachten dann den gegenwärtigen Zustand als das nothwendige Mittelglied, ohne das die Wiederannäherung an den Himmel unmöglich wäre. Wir freuen uns des unendlich schönen Ausdrucks, mit dem sich schon hier die Seele der verklärteren Lebensnatur, bald sehnsüchtig, bald in kindlich fröhlichen Momenten, im irdischen Wesen abspiegelt, und aller der herrlichen Gaben und Reize, welche der Erinnerungs- und der Hoffnungszustand der Erde hervorbringt. Wir fühlen, daß in jedem von uns eine Natur- und Geisterwelt sich concentrirt, durch deren innigen Bund wir einst der Spiegel Gottes

waren, und daß dieser Spiegel wieder zu seyn (nicht in todtem Rückstralen, sondern im lebendigen und belebenden Ausstralen) das Ziel alles Irdischen ist. Und darum muß der schwere Kiesel in die Glühflammen, daß er wieder kristallinisch werde.

9.

Die Freiheit ist nur da, wo das Leben Liebe ist. Außer Gott ist Abhängigkeit und Ohnmacht; erlaube jemandem, zu thun was er will, aber im Finstern; seine Kraft ist nichts ohne das Licht; er kann zerschlagen und zertrümmern, aber er tappt und schleicht, oder er steht völlig still. Wir dürfen uns nicht wundern, daß wir bei allen unseren Seelenvermögen doch eingekerkert sind, und uns durch die untergeordnetsten Zustände hindurchringen müssen. Frei macht nur die Liebe. — Als die Welt nicht mehr in Gott

war, trat die Liebe von der Welt zurück und er mußte sie beherrschen, bis sich ihre Furcht wieder in Sehnsucht wandeln würde.

Der größte Einwurf, der sich immer gegen die Meinungen von den Wanderungen der Geister erhob, bestand in der Annahme, der Geist könne nimmermehr das Bewußtseyn seiner Zustände verlieren. Ob dies unmöglich sei, beantworten zahllose Krankheiten, Ohnmachten, der Schlaf, das Successive in unseren Vorstellungen selbst u. s. w. Ohne Annahme, daß unser Zustand ein gesunkener ist, daß unser Streben darum aufwärts geht, weil unser Zustand sich gesenkt hat, hat der Einwurf im Allgemeinen dennoch einigen Grund. Aber ein Blick in unser Wesen kann auch hier die ausreichendste Antwort auf den Zweifel an diesem Gesunkenseyn geben. Unser Zustand ist eben mehr und minder noch eine Krankheit, eine Ohnmacht, ein Wahnsinn, ein Schlaf und Traum, ein Nachtwandel, ein magnetischer Zustand mit herrlichen Momenten, Clairvoyançe'n

und Bildern. Wir gehn traumähnliche Zustände durch, bis die Zeit des Wiedererwachens kommt. Die dunkeln Ahnungen voriger Zustände umgeben uns überall, sie sprechen sich in unserer oft so wunderbaren Wehmuth und Sehnsucht, in unserem Erkennen des Verborgenen ohne äußere Veranlassung, in unserem Trieb zum Geheimnißvollen und Magischen aus (die Neugierde ist eigentlich ein Trieb, sich selbst zu entdecken; denn der Mensch, der alles auf sich bezieht, würde sich niemals um fremdes bekümmern, wenn er nicht überall sich selbst aufsuchte), sogar in unserem Stolz, unserem Leichtsinn.

Schon die Wahrnahme, wie sich die Ahnungen von der Wanderung der Geister durch tausendfache Gestalt und in den bedeutsamsten Figurenverhältnissen, in den orientalischen Traditionen bewegt, und sich über die ganze Sagen= und Mythenwelt verbreitet haben, könnte uns wohl darauf aufmerksam machen, daß diese Sache tiefer in der Natur der Dinge liegen mag, als im Kreise

bloßer Erfindung, der sich überhaupt, mit dem wahren Stabe berührt, gar sehr in den der Wiederfindung verwandeln möchte, weil ganz gewiß allem Treffenden, was wir an den Erfindungen der Dichter beobachten, eine tiefere Wahrheit und also eine wahre Poesie zum Grunde liegt. Auch deuten alle diese Mythen, wie sehr sie sich im eignen Gewinde verwirren mochten, auf das hin, was zu unserem Heil geschehen ist, auf jenes tiefe unergründliche Wunder, das nur die höhere heilige Sprache des Schweigens und der Anbetung feiert.

Finden wir uns nicht, unserem eigenen Bewußtseyn nach, in Augenblicken der Sinnlichkeit oder Verirrung, durch die Entfernung vom Göttlichen, in einen Zustand der Thierheit oder Versteinerung versezt? Es ist gewiß sehr bedeutsam und gehaltvoll, daß uns das verstockte Herz an das Steinreich, an das Reich der Schwere, der allzusinnliche übertritt an das Thierische erinnert, wie auf der anderen Seite jede bessere Regung,

besonders der Sehnsucht und Reue, uns das wachsende, knospende, in Hoffnung grünende Pflanzenbild vergegenwärtigt, aus dem sich das liebliche Blüthenantliz im Angesicht der Sonne entwickelt. Wir könnten am Faden dieser inneren Wahrnehmungen bis auf die erste Geschichte der Welt zurückgehn. In den Zuständen, in denen wir uns abwechselnd befinden — ist der Schlüssel zum ganzen Geheimniß der Geister verborgen.

10.

Der Ansicht vom progressiven Weiterstreben in der Natur, bis zum ausgesprochenen Menschlichen hinan, könnte die Frage entgegengestellt werden, wie bei der Annahme dieses zum Menschlichen hinleitenden Prinzips nicht längst schon die ganze Natur sich verflüchtigt habe und um den Menschen her

nicht schon längst alles ausgestorben sei? Hier stoßen wir auf das Gesetz des allgemeinen Kreislaufs in der Zeit. Nur die Individuen der Gattungen veredeln sich nach dieser Ahnung und verlassen eine nach der andern; die Gattung selbst diente ihnen zum Grunde der Entwicklung, und bleibt selbst eben so als eine Grundlage für neue weiter strebende Individuen. Die Gattung erneut und erhält sich also unerschöpflich in sich selbst, durch Befruchtung, Zeugung und Verwesung, welche wieder befruchtet, und dieser periodische in sich selbst gehaltene Kreis wird nicht aufhören, bis das allgemeine Werk gefördert ist und der Liebe ewig grünender Stab ihn erweitert. Aber nur ein Theil des Naturleibes dient diesem allgemeinen Streben zur unmittelbaren Grundlage, während der andere ihm den wahren Lebensgeist (den astralischen Geist) zuführt. Freier schwebend hat er sich erhalten, ist der Traum unseres alten Lebens geblieben, und theilt uns die wahrhaft lebendigen Ein-

flüsse mit. Er ist die allgemeine Strömung, die alles umfängt und alles durchgeht. In ihm sind die Stoffe des Werdens, der Existenz enthalten, er ist der Quell, aus welchem das Leben der Erde rastlos schöpft, und der nie versiegt. Er umgiebt mit Flügeln die Erde und verbindet sie so mit dem allgemeinen Ozean des Lebens, auf welchem die Inselgruppen der Welten wie leuchtende Delphine schwimmen. Er ist bereit, nach vollendetem Pilgerlaufe des von seinem wahren Hause getrennten Irdischen, die schweren Theile, die lange ihre Last geschleppt, zu verzehren und dann unsere lichte, leichte, himmlische Wohnung zu werden.

Jene Circulation, jenes Bleibende des Lebens, ist das wahre Weibliche der Natur. In uns finden wir es im Blutumlauf wieder, und besonders deutsam im weiblichen Organismus. Hier wird uns die Schöpfung des Weibes klar; eine Mutter der Lebendigen sollte sie seyn, eine Mutter der Strebenden. Das allge-

meine Emporstreben soll sie begünstigen, vermitteln, in ihrem Schoos muß es sich entwickeln, sie ist es, die der Geist liebt, denn sie führt ihm seine Geliebten zu; und so ist das weibliche Wesen heilig in unserem Zustand, im Zustande der Welt gegründet, und wird sich auf andere Weise, verklärter aussprechen, wo sein Beruf in diesem Vorbereitungslande zu Ende geht. Tief gegründet ist die Mütterlichkeit in Gottes liebestralendem Wesen, und diese Seine Mütterlichkeit beten wir an, wenn wir das süße Symbol betrachten, auf dessen Arme er Sein eigen Wesen gelegt hat, und das ewig schwebt im Glanze der Herrlichkeit und im Lobgesange der Engel.

Hier trifft der Katholicismus mit dem Tiefsten der Natur und des Weiblichen zusammen: er bildet wie diese beiden die bleibende Basis des Strebenden. Die Natur ist Mutter des Lebens, das Weibliche Mutter der Menschen, und der Katholicismus die Mutter der Kirche.

Je mehr wir in uns selbst wieder eintreten und uns dem Heiligthume nähern, je mehr werden wir wahrnehmen, was der tausendmal besprochenen, besungenen und belebten Liebe des Menschen zur Natur eigentlich zum Grunde liegt. Die Ahnung, mit der er seinen Körper empfindet! Der Materialismus ist die grobe Verirrung eines großen reinen Lebensgefühls des Einsseyns in göttlicher Liebe. Wir verstehen die Natur nicht mehr, heißt nichts anders, als, des Leibes hohes Geheimniß ist uns versunken, des Geistes alte Wohnung ist getrübt, — das Wesen ist in zwei Wesen getheilt, die einander gegenüber getreten sind und nach entgegengestellten Gesetzen leben. Der Widerstreit zwischen Sinn und Seele ist nicht von ewigher, von ewigher waren sie im Eins verschlungen, Eins bedurfte des andern, sie waren sich wechselseitig Organ, sie führten die Ehe der Geister. Wäre jene wahre Liebe zwischen Seele und Leib an uns wieder hergestellt — so

wäre zugleich die Natur befreit und der kristallene Tempel des Lebens entschleierte sich, wie die harmonische Glocke aus dem irdenen Mantel.

11.

Die Figur für das Verhältniß der Innen- und Außenwelt verändert sich im Menschen; je nachdem er der einen oder der andern näher steht. Er sieht einen ungeschlossenen Kreis ohne Mittelpunkt, zwei parallel laufende Linien, die sich nie vereinen können, die Linien ziehen sich an einander, die eine durchschneidet die andere unter einem stumpfen Winkel: und in allen diesen Vorstellungen ist etwas richtig, nämlich das Symbol des gestörten Verhältnisses des Innern und Äußern. Da, wo die Linie des Äußern der Träger, und nicht mehr der Beherrscher der Linie

des Innern ist, beginnt wieder Harmonie. Die Aufgabe ist, die Peripherie, die ihr Auge verloren, wieder mit ihrem Mittelpunkte zu verbinden. Von der verfinsterten Peripherie kann dies nicht ausgehn, sie kann sich nicht von der Stelle wegbewegen, wo sie kreist. Ein Mittelglied muß eintreten, eine Mittelfigur die Peripherie wieder auf ihr Centrum hinweisen. Sie geht von diesem aus, als Kreuz, in dessen Mitte das Centrum sichtbar wird, (in dessen Mitte es Licht wird, Licht das sich selbst als Wort ausgesprochen) und die Figur ○ verklärt sich zu der Figur ⊕, in welcher die Wurzel aller Figuren enthalten ist.

Hier tagen uns zugleich die mannichfaltigsten Aufschlüsse über die Formen der Natur, die als eben so viele Bestrebungen erscheinen, sich der Grundfigur des Lebens zu nähern; hier erblicken wir jenes Streben

durch das Eckichte und Stumpfe in's Sphärische zu gelangen, in einem höheren Geiste, hier erreicht die vielfach ausgesprochene Kreuzesform ihre sinnvolle Bedeutung, (die Pole und die Seiten), wie wir überall bei näherer Betrachtung der tausendfachen Gestaltungen in denen das allgemeine Streben die Reiche der Natur bewahrt, die sinnvolle Nothwendigkeit des Figurenwesens mehr und mehr ahnen lernen.

Das menschliche Herz ist in der Gegend, wo die beiden Linien in der Menschengestalt, die senkrechte des Leibes und die wagerechte der Arme, sich kreuzen. Sollte nicht jene Meinung, daß der eigentliche Mittelpunkt unseres Organismus sich tiefer nach der Magengegend zu befinde, wohin auch der Magnetismus deutet, auf die Ahnung führen, daß das Herz und jene Linien nur so hoch hinaufgerückt sind, um zu Symbolen des verlorenen, und von neuem zu erstrebenden Gleichgewichts der Kräfte zu dienen?

Merkwürdig ist es, daß zwei der ausgezeichnetsten menschlichen Erfindungen, die Uhr und die Kugel die Cirkelform haben, die, mit welchen der Mensch Zeit und Raum zu durchmessen strebt. Wie unvollkommen erreichte aber hier der Mensch das alte Ideal!

Schönere Wiederkehr ward ihm in der Kunst, in der sich allmählich der allgemeine Schöpfer = Bilder = und Figurensinn wieder entwickelte, die Mysterien der Zahlen und Maaße sich bei den Formeln reizender, lieblicher Magie erneuten, und durch alle Formen zur Rundung gestrebt wurde.

In den Wissenschaften regte sich dieselbe Ahnung, die Maaße, die Zahlen und Figuren wurden Grundlagen der Systeme, die Buchstabenschrift selbst erinnert an einen Zusammenhang der Zahl und Figur mit dem inneren Tone, und das Wissen war darum ein geheimnißvolles Wissen, ein heiliges Wissen. Es ist wunderbar, daß die Zeit einer allgemeinen Besinnung gerade die

wahre Besinnung über diesen Gegenstand raubte. Mit dem Geheimnißvollen der Wissenschaft verlor sich auch eine Zeitlang ihr Heiliges. Je klarer aber ihr Geist sich aufhellt, je allgemeiner die Freude über die Beseitigung so manches wirklichen Dunkels und Aberglaubens im Wissen werden wird, desto mehr muß der wahre mathematische Sinn des Wissens wieder tagen und so der ächte magische Geist gerade da walten, wo sich die Wahrheit mehr und mehr entschleiert. Theoretische Wahrheit ist noch nicht das Innerste des Wissens; da, wo Wissen Leben und Liebe wird, und Leben ein Wissen, da ist der wahre Geist und Sinn der Magie, in dem Philosophie und Poesie sich umarmen und das wahre Wunder des Lebens erzengen. Um diese Umarmung liegt der Morgen dessen Licht die Geheimnisse der Zahlen und Figuren wahrhaft erneuen und jene Mathematik lebendig machen wird, welche die Buchstabenschrift der Schöpfung, das Wissen der Poesie, die Poesie des Wissens

ist, die Sprache des Lebens und der Liebe. Im ächten Pythagoräismus durchdringt sich die Natur- und Geistersphäre, und es erhebt sich die Tempelordnung der höheren Welt.

Glaube und Liebe sind es, welche das Eckichte im Innern verschmelzen, und der inneren Welt die allvereinende, einträchtige, in sich selbst vollendete Cirkelform wiedergebären, in welcher der Mittel-Punkt, die Sonne, aller Figuren Urquell, und als ewige Liebe der Quell des Guten, Wahren und Schönen ist.

Wie Herz und Auge gemeinschaftlich das Abbild ihres Ideals, der Sonne, tragen, so vereint sich in lebendiger Liebe das Herz und der Geist im unzertrennlichen Bunde, und ihrem Einklang entsteigt die Blüthe des göttlichen Lebens.

12.

Es giebt Erkenntnisse, die nur von einem höheren Leben empfangen werden dürfen. Gott selbst kann der Menge nach nicht entschleiert werden. Wie unerreichbar aufs neue bliebe das Ziel der Welt, ohne die nothwendig mit der Rohheit verbundene Unwissenheit! Diese in der Natur der Sache liegende Unwissenheit besteht keineswegs in einem völligen Nichtwissen, sondern in einer Anwesenheit des Wahren unter Hüllen, die sich nach dem Verhältniß jeder Hülle, die sich in dem Menschen lößt, auch um das Wahre lösen. Also Gott, Natur, Liebe, Glaube 2c. soll auch im Rohen anwesend seyn. Aber er kann nicht anders als Gottes Strafe fürchten, die Natur aus Instinkt (z. B. Weisheit der Landleute) empfinden, u. s. w. Wer dem für das unmittelbarere Anschau'n noch Unfähigen mit einmal sagen wollte, er hätte nur die Hülle, der würde ihn nicht zu wahrem Glauben, sondern auf den furchtbaren

Indifferenzpunkt: Unglauben, führen. Denn die Hülle in der er sieht, ist ja nicht leer; es ist ja das Heilige doch in der Hülle verborgen; dem Aberglauben liegt eine Entartung, aber nicht eine völlige Gehaltlosigkeit zum Grunde. Diejenigen aber, welche höher stehend, z. B. Priester, den Aberglauben nicht als nothwendige Sprache, sondern als Wahrheit selbst aufrecht erhalten wollen, sind Diener des Unglaubens. Das Thierische des Aberglaubens und der Grund seiner Entstehung zeigt sich besonders auffallend in der Grausamkeit, mit der er so tausendfach verbunden war und in welcher wahrhaft der Teufel sein Spiel hatte.

Bei Nachdenken über den wahren Zustand und Entwicklungsgang der Welt, bei Demuth und Glauben, würden gewisse Bildner ihren Irrthum erkennen, das Volk mit einmal weise machen zu wollen. Sie gleichen völlig der Schlange im Paradies. Die wahre Aufklärung ist eine Sache der Individuen, und wandelt ihren stillen allmäh-

lichen Schritt, wie die Erde von Abend zu Morgen. Der Mensch soll allmählich soweit gebildet werden, daß er alles in Bildungsmittel verwandele. Dies ist das Geheimniß wahrer Staats- und Erziehungsweisheit, dies ist die våterliche Führung Gottes auf dem Erdboden. Der Blitz spaltet, aber der Sonnenstral entwickelt. Das Licht der Aufklårung ist nimmermehr eine verzehrende Flamme, sondern ein stiller warmer Stral, in welchen sich alles aus eigenem, immer zunehmenden Bedarf und Triebe legt, und seine Auroren- und Sonnen-Farbe immer dankbarer annimmt.

Was im Lichte reift, das reift in der Geduld. Ewig gelobt sei uns das Licht, das alles aufklårt!

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Gedruckt mit Schmidt'schen Schriften.

Y. 37 43 68 70 77 110 114
[illegible] 128 1367 1737 1947
203 (232) 2537 2627
Amair!

Loeben, Otto Heinrich

Lotosblätter Fragmente

Bd.: 2

Bamberg ; Leipzig 1817

Don.Lud. 28-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10727646-1